

Besprechungen

Lonnie R. Johnson: Central Europe. Enemies, Neighbors, Friends. Oxford Univ. Press. 3. Aufl. New York – Oxford 2011. 382 S., 12 Ill., 12 Kt., 2 graph. Darst. ISBN 978-0-19-538664-6. (€ 42,-)

Lonnie R. Johnson legt sein Buch nach 1996 und 2001 nunmehr in dritter Auflage vor. Ergänzungen und Erweiterungen gab es vor allem im letzten Teil, wo er die Darstellung der Ereignisse nach 1989 modifiziert und bis an die Gegenwart heranführt. Um es gleich zu sagen: Dies ist kein Buch, das sich gezielt mit dem Begriff „Mitteleuropa“ theoretisch-forschungsgeschichtlich auseinandersetzt und neue Positionsbestimmungen vornehmen will. So sucht man auch vergebens nach einem Hinweis auf Oscar Halecki oder substanzielle Erklärungen Mitteleuropas aus einem strukturellen Nachweis Ostmitteleuropas heraus. In guter angloamerikanischer Tradition hat J. im besten Sinne des Wortes ein historisches Lesebuch zu Mitteleuropa vorgelegt, das wissenschaftlichen Ansprüchen ohne Zweifel genügt. Der Apparat ist übersichtlich gestaltet und ein ausführliches Register erleichtert die Arbeit mit dem Buch.

Der Autor sieht Mitteleuropa in der Perspektive der heutigen Staaten Deutschland, Polen, Tschechien, Slowakei, Österreich, Ungarn, Slowenien und Kroatien. Grenzbereiche sind die baltischen Staaten, Westweißrussland, die Westukraine, Transsylvanien, Teile von Serbien und Bosnien-Herzegowina. Alle diese Grenzbereiche werden in bestimmten historischen Abschnitten berücksichtigt, sind aber für den historischen Großraum letztlich nicht konstitutiv. Auch lehnt der Autor die in der historischen Wissenschaft etablierte Teilung in Ostmitteleuropa und *nolens volens* Westmitteleuropa prinzipiell ab, woraus er eine weitere Bestätigung eines „Mitteleuropa“ ableitet. Dabei räumt er ein, dass eine machtpolitische Grundordnung des Buches kleineren ethnischen Einheiten oder Ländern nur wenig Raum gibt. In den Mittelpunkt stellt er, wie der Untertitel vermuten lässt, eine Geschichte der Konflikte, des Zusammenlebens und der Zusammenarbeit. Machtpolitisch prägende Ereignisse sind somit bestimmend für den Charakter der Abschnitte des Buches. J. weist ihnen ideengeschichtliche, strukturbestimmende und phänomenologische Ordnungsprinzipien wie Kirche und Religion, Feudalismus, Absolutismus, Nationalismus, Kriege und Einflusssphären zu. In seiner chronologischen Abhandlung vom Ende des Römischen Reiches bis in das 21. Jh. nimmt er diese Ordnungsprinzipien einerseits als Grundlage für eine vergleichende Darstellung gegenüber Ost- und Westeuropa, andererseits geht es ihm jedoch ebenso um eine Herleitung und Begründung nationaler Eigenheiten mitteleuropäischer Staaten, womit eine Dauerhaftigkeit Mitteleuropas belegt werden soll.

Im Einführungskapitel „Wo ist Mitteleuropa?“ stützt er sich vor allem auf Jenő Szűcs und Piotr S. Wandycz und benennt Kriterien für Mitteleuropa: Dies sind neben der lateinischen Christianisierung die durch mittelalterliche Großreiche – wie das Heilige Römische Reich deutscher Nation, das Polnisch-Litauische Großreich und das Ungarische Königreich – abgesteckten Grenzen. Damit charakterisiert J. das dynamische Prinzip Mitteleuropas mit den sich ständig verändernden Grenzen. Ein weiteres Merkmal Mitteleuropas ist seine ausgeprägte Multiethnizität („patchwork“, S. 4). Eine ganz wesentliche Rolle misst J. Mitteleuropa in der Auseinandersetzung mit dem Osmanischen Reich und dem Islam als *antemurale christianitatis* bei. Schließlich sind es die strukturellen Besonderheiten in der Moderne, die eine Mittelstellung nicht nur territorial bezeichnen, sondern auch qualitativ im Sinne eines „besser als der Osten und schlechter als der Westen“ benennen.

Wenn der Autor auch bemüht ist, durch diese Kriterien eine relative Eindeutigkeit des Begriffs „Mitteleuropa“ zu schaffen, so macht er doch nachhaltig auf dessen Unstetigkeit aufmerksam und verbindet diese mit der Selbstsicht der Nationen und ihrer Interpretation von Mitteleuropa. So besteht auch ein wesentliches Anliegen des Buches in der Berücksichtigung der einzelnen Nationalgeschichten im Sinne eines Mitteleuropas als deren Sum-

me. Und hier sind es eben Polen-Litauen, Böhmen und Ungarn, die ihn vor allem interessieren. Diese seien „big players“ (S. 5), die mit „ihren“ Zäsuren zwar die Weltgeschichte bestimmten, außerhalb Mitteleuropas jedoch als angeblich nationale Zäsuren kaum wahrgenommen würden. Deutschland zählt für den Autor nicht zwangsläufig zu Mitteleuropa, weil es auf den gesamten historischen Verlauf bezogen eher als westliche Entsprechung des Russischen Reiches gelten könne, gerade auch in seiner Auseinandersetzung mit Österreich-Ungarn. Mitteleuropa kann also auch als „Zwischeneuropa“ in Konfrontation zu russischem Zaren und deutschem Kaiser verstanden werden. Diese Position erfuhr durch die Ostblockbildung nach dem Zweiten Weltkrieg eine Verhärtung.

Mitteleuropa sei kein klares Konzept (S. 11); weder in der Geschichte noch in der Gegenwart. Der Autor belegt das vor allem mit den diffusen Vorstellungen des Westens von Mitteleuropa, aber auch mit seiner Auflösung durch die Westintegration, der er im abschließenden Kapitel recht breiten Raum widmet.

Toruń – Rostock

Ralph Schattkowsky

Peter Oliver Loew: Danzig. Biographie einer Stadt. Beck. München 2011. 320 S., 34 Ill. ISBN 978-3-406-60587-1. (€ 24,-)

Peter Oliver Loew hat in seinem neuesten Buch die schwierige Aufgabe auf sich genommen, die Geschichte der Stadt Danzig von ihren Anfängen bis in die jüngste Zeit zu beschreiben. Zum Gegenstand seines Interesses macht er eine Stadt mit einem wechselvollen, überaus interessanten Schicksal, die in manchen Schlüsselmomenten des 20. Jh. im Mittelpunkt der weltweiten Aufmerksamkeit stand.

Der Band ist in zehn Kapitel gegliedert, und die Geschichte Danzigs wird in chronologischer Ordnung dargestellt. Die vom Autor verwendeten Zäsuren sind seit langem in der Historiografie eingeführt. Loew wendet aber einen interessanten Kunstgriff an, der seinen eigenen Schlüssel zur „Lektüre“ Danzigs bildet – den einzelnen Perioden schreibt er nämlich unterschiedliche Farben zu, die seiner Ansicht nach für die jeweilige Epoche spezifisch waren. Auf diese Weise ruft er im Bewusstsein des Lesers Bilder hervor, mit denen sich die Geschichte von Danzig tatsächlich in zutreffender Weise ordnen lässt. Die älteste, prähistorische Zeit verbindet er mit der Farbe „Bernsteingold“, die frühmittelalterliche Herrschaftszeit der pommerschen Herzöge (997-1308) mit „Grün und Blau“ und die Zeiten des Deutschen Ordens (1308-1454) natürlich mit „Backsteinrot“. Die Epoche der Zugehörigkeit zur polnischen Adelsrepublik wird in zwei Kapitel unterteilt – die größte Glanzperiode der Stadt (1454-1655) verbindet der Autor mit den Farben „Weizenblond und Roggenbraun“, und die Zeit der wirtschaftlichen Schwächung und der politischen Instabilität (1655-1793) beschreibt er mit dem Ausdruck „verblässende Farben“. Eine weitere Periode, in der Danzig (mit einer kurzen Episode napoleonischer Herrschaft) zum preußischen Staat gehörte, verleiht er den Namen „Preußisch Blau“. Die Freie Stadt Danzig und die Kriegsjahre heißen hier „auf rotem Grund“, und die Nachkriegsjahre des nun polnischen Danzig (1945-1980) bezeichnet er als „Variationen in Weiß-Rot“. Das letzte Kapitel, in dem die jüngste Geschichte nach 1980 beschrieben wird, ist mit „Kaleidoskop“ überschrieben – eine Mischung von mehreren vielfältigen Farben, wobei die Wahl der vorherrschenden Farbe dem Leser überlassen wird. Eines steht dabei fest: „Danzig ist die Stadt der Farben, du wirst sie nicht mehr los“ (S. 262).

Der Autor präsentiert Danzigs Geschichte unter vielen Aspekten, er begnügt sich nicht nur mit der Schilderung ihres spannenden politischen Schicksals im Laufe der Jahrhunderte, sondern zeigt auch die wirtschaftliche und soziale Lage und nennt demografische Angaben. Außerdem erörtert Loew die Kultur, wissenschaftlichen Aktivitäten, wichtigsten architektonischen Werke und räumliche Entwicklung der Stadt. Er scheut auch nicht vor der anspruchsvollen Aufgabe zurück, den Alltag in der Stadt im Laufe der Jahrhunderte darzustellen.

Jedes Kapitel beginnt mit einer kurzen literarischen Einführung, in der L. sich auf die im Titel genannte Farbgebung bezieht. Im weiteren Teil des jeweiligen Kapitels blickt er auf die besprochene historische Periode aus der Perspektive der späteren Jahrhunderte zurück. Er zeigt, wie die nachfolgenden Generationen der Polen und Deutschen dieselben Ereignisse oftmals völlig unterschiedlich beurteilten, wobei sie sich bemühten, sie auf eine für sich günstige Weise zu interpretieren und bisweilen auch für ihre aktuellen politischen Ziele auszunutzen. Der Vf. zeigt, wie man die Geschichte in einer Stadt wie Danzig, die im Grenzbereich verschiedener Staatswesen lag, missdeuten kann. Hervorzuheben ist, dass eben diese rückblickenden Ausschnitte in den einzelnen Kapiteln der Arbeit einen zusätzlichen Wert verleihen.

Während sich L. in den ersten fünf Kapiteln vor allem auf Sekundärliteratur stützt, beruhen die weiteren Kapitel auf seinen eigenen, breit angelegten Forschungen. Seit Jahren schon konzentriert Loew sein wissenschaftliches Interesse auf Danzig nach 1793.¹ Daher finden sich in den Kapiteln über das 19. und 20. Jh. zahlreiche Zitate aus der Tagespresse, Zeitschriften und literarischen Werken, die uns in die jeweilige Epoche versetzen und die dort vorherrschende Atmosphäre gut wiedergeben.

Eine besondere Beachtung verdienen die letzten zwei Kapitel, denn es fehlte bis jetzt eine alle Bereiche abdeckende Abhandlung zu der Periode seit 1945. Die fünfbandige Geschichte von Danzig², die für alle, die sich mit der Geschichte der Stadt an der Mottlau beschäftigten, einen wichtigen Bezugspunkt bildet, endet mit dem Jahr 1945. Die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg weckte bis jetzt kein tiefer gehendes Interesse der deutschen Geschichtsforscher. Demgegenüber erlauben es nun die letzten zwei Kapitel des vorliegenden Werkes gerade auch deutschen Lesern, die Rolle zu verstehen, die Danzig in der Nachkriegszeit spielte, und die Umstände zu begreifen, die zu derart wichtigen Ereignissen wie den von 1970 und 1980 geführt haben. Für das letzte Kapitel über die Zeit seit 1980 kann sich L. nicht nur auf Pressematerialien und Sekundärliteratur, sondern auch auf seine persönlichen Beobachtungen und Ansichten stützen, denn er hat selbst einige Jahre in Danzig zugebracht.

Dank seiner bunten Sprache und Dynamik sowie gelegentlicher journalistischer Kunstgriffe bietet das Buch eine kurzweilige Lektüre. Es hat nichts mit ehrwürdigen, aber bisweilen ermüdenden historischen Werken zu tun. Die Geschichte von Danzig, wie L. sie erzählt, ist faszinierend und stimmt zugleich nachdenklich. Der Vf. ist ein vorzüglicher Kenner der deutschen und polnischen Fachliteratur, wodurch es ihm nicht zuletzt möglich ist, manche Auslegungen seiner Vorgänger zu verifizieren. Als ein Forscher neuer Generation entgeht L. mühelos der Falle, eine Geschichte der Stadt Danzig nur aus der deutschen oder aus der polnischen Sichtweise zu schreiben, wie so häufig in der Vergangenheit geschehen. Das alles bewirkt, dass der Leser ein gründliches Kompendium des Wissens über Danzig in die Hände bekommt. Die übersichtliche Struktur des Bandes wird dazu beitragen, dass es sich auch als Nachschlagewerk bewährt.

Gdańsk

Ewa Barylewska-Szymańska – Marek Szlasza (Übers.)

¹ PETER OLIVER LOEW: Danzig und seine Vergangenheit 1793-1997. Die Geschichtskultur einer Stadt zwischen Deutschland und Polen, Osnabrück 2003. Polnische Fassung mit aktualisiertem Schlussabschnitt: Gdańsk i jego przeszłość. Kultura historyczna miasta od końca XVIII wieku do dzisiaj, Gdańsk 2012.

² EDMUND CIEŚLAK (Hrsg.): Historia Gdańska, Bd. 1-3, Gdańsk 1978-1993; Bd. 4, Sopot 1998; Bd. 5, Sopot 1997.

Crusading and Chronicle Writing on the Medieval Baltic Frontier. A Companion to the Chronicle of Henry of Livonia. Hrsg. von Marek Tamm, Linda Kaljundi und Carsten Selch Jensen. Ashgate. Aldershot 2011. 484 S., Ill., Kt. ISBN 978-0-7546-6627-1. (€ 95,99.)

Die Chronik des Priesters und Missionars Heinrich von Lettland, 1225-1227 verfasst, ist die wichtigste zeitgenössische schriftliche Quelle zur frühen Christianisierung Livlands. Der 2011 erschienene Band mit Tagungsbeiträgen beinhaltet das Ergebnis einer 2008 in Tallinn abgehaltenen gleichnamigen Konferenz und erhebt den Anspruch, „to provide a multi-sided and multi-disciplinary companion to the Chronicle of Henry of Livonia, without pretending, nevertheless, to be a comprehensive study of all aspects of the chronicle“ (S. XX). Die Beiträge sind interdisziplinär ausgerichtet und durchgängig auf hohem Niveau verfasst. Auch die Konzentration auf eine umfangreiche und zentrale Geschichtsschreibung ist sinnvoll. Der selbstgestellte hohe Anspruch weist auf das größte Manko dieses Tagungsbandes: Um dem Charakter eines Handbuchs oder „companion“ gerecht zu werden, hätte man ein ausführliches Resümee der bisherigen Forschungsanstrengungen und Beiträge zur weiteren Erschließung der Chronik Heinrichs von Lettland, z.B. in Form von Karten, Tabellen u.Ä., hinzufügen müssen. Immerhin fasst die Einführung von James A. Brundage den Forschungsstand kompakt zusammen.

Der Band ist in drei Themenblöcke untergliedert. Der erste Block („Representations“) bietet Analysen zu verschiedenen zentralen Aspekten der Chronik. Dabei legen die Hrsg. zu Recht besonderen Wert auf die Feststellung, dass die Chronik Heinrichs nur eine Repräsentation des Kreuzzugesgeschehens darstellt. Der Beitrag von Christopher Tyerman befasst sich mit der Kreuzzugsideologie in der Chronik – sowohl mit dem, was Heinrich rezipiert hat, als auch mit den von ihm propagierten Vorstellungen. Gelungen sind besonders seine Ausführungen über die marianische Frömmigkeit, die Ideen von Pilgerschaft, Bekehrung, Gewalt und die Rolle von Ablass und Sündenvergebung in Heinrichs Chronik. Auch seine Vergleiche mit der zeitgenössischen Theologie und Kanonistik sind treffend. Hieran anschließend geht Jaan Undusk der Geschichtsphilosophie des Chronisten auf den Grund. Jüri Kiviimäe versucht sich in seinem Beitrag dem Ethnografen Heinrich von Lettland anzunähern und zeigt dessen präzise Kenntnisse der Völker und Volksgruppen in der Region auf. Eine Ergänzung hierzu bietet Alan V. Murray, der Heinrich in seinem Beitrag als wichtigen Sprachmittler mit guten Kenntnissen der autochthonen Sprachen präsentiert. Marek Tamm stellt Martyrien und Wunder im Kontext der Repräsentation des Todes in den Fokus seines Beitrags. Hiernach behandelt Torben Kjersgaard Nielsen den Wald und die Wildnis in der Chronik unter der Fragestellung von Alterität und als Rückzugsraum der autochthonen Bevölkerung. Carsten Selch Jensen thematisiert die Predigten und die Predigtätigkeit im Rahmen der Bemühungen, die Autochthonen zum Christentum zu bekehren.

Der zweite Block („Practices“) fokussiert auf diplomatisches, religiöses und militärisches Handeln in der Chronik. Iben Fonnesberg-Schmidt widmet auf Grundlage der Analyse von Aussagen Heinrichs ihren Beitrag dem Verhältnis von Riga und Rom, wobei sie die unterschiedlichen Wahrnehmungen herausstellt. Nils Holger Petersen diskutiert eine Episode der Chronik, die einen *ludus magnus* in Riga beschreibt, und hinterfragt Inhalt und Bedeutung einer solchen Aufführung. Kurt Villads Jensen und Ain Mäesalu widmen sich der Militär- und Waffentechnik, während Valter Lang und Heiki Valk in einem gemeinsamen Beitrag archäologische Erkenntnisse im Kontext von Heinrichs Geschichtsschreibung thematisieren und die Notwendigkeit der komplementären Nutzung von schriftlichen und archäologischen Quellen betonen. Marika Mägi versucht in ihren Ausführungen über die Bewohner von Oesel Heinrich aus archäologischer Perspektive zu widerlegen.

Der dritte Block („Appropriations“) widmet sich der Rezeption der Chronik vom Mittelalter bis in die Gegenwart. Der Beitrag von Anti Selart fragt nach der zeitgenössischen Wirkung und zeigt auf, dass die Chronik nur eine geringe Verbreitung erfahren hat.

Stefan D o n e c k e r folgt dem Weg des Textes von seiner Rezeption durch die Humanisten bis zur Edition Johann Daniel Grubers von 1740. Tiina K a l a weist in ihrem Beitrag auf die vielfältige Instrumentalisierung der Chronik hin. Linda K a l j u n d i geht in Zusammenarbeit mit Kaspars K l a v i ņ š ihrer Rezeptionsgeschichte und ihrem Einfluss auf die Identitätskonstruktionen im baltischen Raum nach – durch das Zeitalter der Aufklärung hindurch bis hin zu den nationalen Traditionen und zu den Dekonstruktionen der gegenwärtigen Zeit.

Die beigegebene Auswahlbibliografie verzeichnet die wichtigsten Forschungsarbeiten zur Chronik Heinrichs von Lettland und erfasst ebenfalls die Vielzahl der Editionen und Übersetzungen. Eine Ortsnamenkonkordanz erweist sich als sinnvoll, genauso wie die Karten und Abbildungen.

Insgesamt bietet der Tagungsband anregende Studien zur Chronik Heinrichs von Lettland. Gerade der durch Einbeziehung der archäologischen Forschung interdisziplinäre Ansatz bietet Ergänzungen des bisherigen Bildes, die sich als fruchtbar erweisen dürften.

Bonn

Marcus Wüst

Stephan Flemmig: Hagiografie und Kulturtransfer. Birgitta von Schweden und Hedwig von Polen. (Orbis Mediaevalis, Bd. 14.) Akademie Verl. Berlin 2011. 444 S., 3 graph. Darst., 72 Ill. ISBN 978-3-05-005155-0. (€ 99,80.)

Anhand zweier Heiliger, Birgitta von Schweden (†1373) und Hedwig von Anjou, Königin von Polen (†1399), unternimmt es Stephan F l e m m i g in seiner Dissertation, die Besonderheiten und das Verbindende ihrer Verehrung zu untersuchen, insbesondere im Hinblick auf regionale Eigenheiten und einen „Kulturtransfer“. Er betrachtet damit zwei Frauen, die im 14. Jh. lebten, höchsten Kreisen an der geografischen Peripherie Europas entstammten und den Ruf der Heiligkeit erlangten. Dies sahen die Zeitgenossen freilich differenziert: Wurde Birgitta schon 1391 kanonisiert, so fand bei Hedwig eine offizielle Anerkennung erst 1997 statt.

Als Quellen zieht F. neben den Kanonisationsakten und den Viten Birgittas (bei Hedwig fehlt all dies) auch Predigten, liturgische und theologische Texte heran. Sehr eingehend referiert er die Kirchengeschichte Schwedens, die dortigen Heiligenkulte und schließlich das Leben, die Werke und Religiosität Birgittas sowie die Stationen der Entwicklung und Anerkennung ihres Kultes. Analog dazu werden Polen und Königin Hedwig vorgestellt, ihre Stiftertätigkeit, insbesondere im Blick auf die Universität Krakau, und ihre Religiosität, unter anderem im Verhältnis zu Orthodoxie und Slawentum, sowie ihr durchaus standesgemäßes Leben. Erst in diesen Abschnitt sind Passagen eingeschaltet, die Birgittas Verehrung in Preußen, Böhmen und separiert davon in Polen behandeln, denn Königin Hedwig war offensichtlich an der schwedischen Heiligen und ihren Offenbarungen interessiert. Diese Texte wurden nach der Schlacht von Tannenberg (1410) in Polen politisch gegen den Deutschen Orden gedeutet.

Die ersten Hinweise auf Hedwigs Heiligkeit und Wundertätigkeit traten in dieser Zeit auf, und auch sie wurden alsbald gegen den Deutschen Orden instrumentalisiert, um dessen Gegner Jagiełło, Hedwigs Gemahl, als christlichen Herrscher herauszustellen. Trotz lokaler Vorstadien (1419/26) musste der Geschichtsschreiber Jan Długosz, eine Hauptquelle für die Kapitel zu Hedwig, 1450 in Rom feststellen, dass die Kurie keinen Kanonisationsprozess einzuleiten gedachte. Hedwig erschien in der folgenden Zeit lediglich an der Krakauer Kathedrale sporadisch als Heilige, zudem wurde ihr Andenken als Mitstifterin durch die Universität Krakau gepflegt.

Die Frage des Kulturtransfers bezieht sich in diesem Zusammenhang neben dem allgemeinen Einfluss der Heiligenverehrung speziell auf die Verbindungen, die von Birgitta zu Hedwig führen: Unsicher scheint, ob der Leitbegriff zu tragen vermag: Adaptiert wurde ein „Kult“ unter der Voraussetzung kultureller Gemeinsamkeiten, die aber über bipolare Phänomene hinausgingen: Über die italienischen Verbindungen der Anjou, die während

des Großen abendländischen Schismas mit Papst Bonifaz IX. einen engen Verbündeten Hedwigs berührten, ergab sich ein weiterer Konnex zu Birgitta, die lange in Rom gelebt hatte. Für Hedwig war der dynastische Hintergrund *eo ipso* eher europäisch als nur polnisch, doch bei Flemmig bleibt die Komponente der angiovinischen Selbstheiligung und Heiligenverehrung blass.¹ Auch die in Zusammenhang mit der Bildung von Unionsreichen (Polen-Ungarn, Polen-Litauen, Skandinavien) in jener Zeit entstandenen Kultmöglichkeiten werden nicht verfolgt. F. sieht insgesamt Polen weitaus enger mit dem Rest Europas verbunden als Schweden, und schließt zugleich auf einen autochthonen Anspruch auf „Selbsteuropäisierung“ beider Länder durch die Heiligenverehrung, eine These, die freilich noch zu verifizieren wäre.

Ergänzt wird die Arbeit durch kleinformatische Abbildungen (fast alle einer schwedischen Internetseite entstammend) und Tabellen. Letztere führen die Kanonisationen bis 1391 und die Heiligenpatrozinien im mittelalterlichen Schlesien, Polen und Schweden auf. Ein näherer Blick hierauf erweist grundsätzliche Probleme. Die darin aufgeführte Hedwig ist diejenige von Schlesien (†1243), schon deshalb von Hedwig von Polen (†1399) schwer unterscheidbar, da Flemmig in den Tabellen Beinamen nur selten angibt. Er führt neben „Alle Heiligen“ auch „Allerheiligen“ (S. 402) auf, neben Vincent kommt Wincent vor, auch Thomas Becket tritt meist unter diesem Namen auf, in Ratibor indes als Zisterzienser „Thomas Kantauryjskiego“ (S. 399). Kaum glaubhaft ist, dass, wie die Tabellen suggerieren, die polnischen Dominikaner nirgends ein Patrozinium ihres Ordensgründers annahmen. Offenbar ist eine kritische Sichtung der Vorlagen oder ein Abgleich mit Kalendarien unterblieben. Die Listen zur Kultgeografie bleiben ferner unverständlich, weil sie nicht in Kartenbilder umgesetzt wurden. Im Index sind sie gleichfalls unberücksichtigt geblieben.

Vollends schlägt sich die nur ansatzweise Durchdringung der Literatur in der von Flemmig kompilierten Liste der kanonisierten Heiligen nieder (S. 377 f.). Zweifelhafte Fälle wie Godeleva von Ghisteltes, Helena von Skövde, Inigo von Oña (um ein Jahrhundert zu früh) erscheinen, ebenso auch Nichtkanonisierte wie Robert von Molesmes oder Margarethe von Schottland (bei Flemmig „Marguerite d'Écosse“). Hingegen fehlen die bereits um 1004 heiliggesprochenen, in Polen ermordeten fünf Brüder ebenso wie Konrad von Konstanz, Gerhard von Brogne, Rosendo von Dumio oder der diskussionswürdige Ladislaus von Ungarn. Die fehlenden Todesjahre für Karl den Großen oder Anno II. von Köln hätten selbst in einer Arbeit zum Spätmittelalter ergänzt werden können.

Kritisch müssen weitere methodische Details gesehen werden. Zunächst ist der Umgang mit den Quellen meist auf eine geraffte Extraktion von Einzelheiten beschränkt. Sammelt Flemmig die Epitheta Hedwigs in Krakauer Universitätspredigten, so werden diese aufgezählt, nicht aber näher nach ihrer Herkunft etwa aus Kanzleisprache, Patristik oder der Vulgata analysiert. So waren „piae recordationis“ (S. 286) oder „clarae memoriae“ (S. 271) als Bezeichnung Verstorbener völlig üblich – einer anderen Sphäre gehörte „stella matutina“ (Sirach 50, 6) an, das fraglos Heilige bezeichnete, während Hedwigs Einordnung als „confratra“ (S. 286) extraordinär scheint. Durch eine Kontextualisierung der einzelnen Belege und ihre Gewichtung wären hier vertiefte Erkenntnisse zu gewinnen gewesen. Zu fragen wäre etwa, ob Hedwig spezialisierten Universitätspatronen angenähert wurde.

Weitere Schwächen sind anzumerken: Papsturkunden nennt Flemmig meist Bullen und ihnen ordnet er auch das mehrbändige Grundlagenwerk Papst Benedikts XIV. *De servorum Dei beatificatione et beatorum canonizatione* zu (S. 154), was nur ohne Autopsie geschehen konnte. Ein akribisches Lektorat hätte der Arbeit gut getan (schon wegen des divergierenden Buchtitels auf der Außenseite und dem Vorblatt, oder bei unverständlichen

¹ Unerwähnt die hierfür wichtige Arbeit von GÁBOR KLANICZAY: *Holy Rulers and Blessed Princesses. Dynastic Cults in Medieval Central Europe*, Cambridge u.a. 2002.

Stellen, wie S. 191, Anm. 36, oder S. 264, Anm. 412). Wären so aber die gravierenden Fehler in den Zitaten ausgeräumt worden? Man beachte etwa „vere vidua“ (S. 135), „ad honore“ (S. 213, Anm. 353), „documentatione del Ponificatio“ (S. 282, Anm. 510), „fundatrix humus Universitatis“ (S. 283, Anm. 514), „mater nostrae“ (S. 284), „ministra iustitiae“ (S. 285), „speziale“ (S. 286) und so weiter. Fragwürdige Sprachzuordnungen finden sich auch sonst: Muss man eine Handschrift aus Stockholm als „Vadstena monastery Copy-book“ (S. 318) charakterisieren? Dies ist nicht singulär: Von zwei Kardinälen erscheint der Spanier als „Jean de Turrecremata“, der Provenzale hingegen als „Ludovicus Arelatensis“ (S. 125).

Ungeachtet dessen erschließt diese Arbeit in ihren Kapiteln über Königin Hedwig und die polnischen Aspekte der Birgittenverehrung ein aufschlussreiches Bündel von Aspekten der ostmitteleuropäischen Geschichte an der Wende zum 15. Jh. in deutscher Sprache.

Marburg

Otfried Krafft

Thomas Krzenck: Johannes Hus. Theologe, Kirchenreformer, Märtyrer. (Persönlichkeit und Geschichte, Bd. 170.) Muster-Schmidt. Gleichen – Zürich 2011. 204 S., 8 Ill., 1 graph. Darst. ISBN 978-3-7881-3033-6. (€ 16,-)

Thomas Krzenck, promovierter Historiker und Übersetzer des monumentalen, dreibändigen Werkes *Die Hussitische Revolution* von František Šmahel, damit ausgewiesener Fachmann für das Hussitentum, legt eine gut überschaubare Biografie bzw. Monografie zum Ahnherrn dieser Bewegung vor, dem Theologen, Kirchenreformer und Märtyrer Jan (Johannes) Hus. K. geht chronologisch vor und orientiert seine Darstellung an der Lebensabfolge des tschechischen Reformators, streut dann aber an den entsprechenden Stellen immer wieder kleinere und größere Exkurse zu den relevanten historischen, theologischen und kirchengeschichtlichen Kontexten und Zusammenhängen ein, so dass man sich beim kontinuierlichen Lesen einen guten Ein- und Überblick verschaffen kann.

Das erste Kapitel zeichnet die Konturen des zeitgeschichtlichen Hintergrundes, des (scheinbar) „goldenen Zeitalters“ unter Karl IV., Kaiser des Heiligen Römischen Reiches und König von Böhmen, einem der mächtigsten und einflussreichsten Herrscher des Spätmittelalters, mit dem wirtschaftlich starken Böhmen als Kernland samt der Hauptstadt Prag, mit etwa 40 000 Einwohnern im Rang einer europäischen Hauptstadt, dem repräsentativen Hradschin, dem mächtigen Veitsdom (beide erweitert) und der neu gegründeten Universität (der ersten im Reich nördlich der Alpen und östlich des Rheins) sowie mit etwa 2000 Berufsklerikern, also etwa jedem zwanzigsten Einwohner.

Hus dürfte beim Tod des Herrschers im Jahre 1378 etwa sieben Jahre alt gewesen sein. Als Historiker kennt und referiert K. den Stand der Forschung mit allen Unsicherheiten und Unwägbarkeiten: Hussens Geburtsjahr wohl 1370 oder 1371, der Geburtsort aller Wahrscheinlichkeit nach das südböhmische Husinetz (Husinec), die Abstammung aus einem eher ärmlichen Elternhaus, vielleicht von Bauern. Während seiner Lateinschul- und dann der Studienzeit in Prag ging es bei dem jungen Jan auf jeden Fall recht bescheiden zu. Dies änderte sich allerdings spätestens dann, als Hus eine Predigerstelle an der für die Predigt in der tschechischen Muttersprache bestimmten, immerhin etwa 3000 Zuhörer fassenden Bethlehemskapelle erhielt (mit knapp 30 Jahren wurde Hus 1400 oder 1401 zum Priester geweiht).

Die Reformbewegung, die sich an der Prager Hohen Schule bzw. Universität nun immer stärker ausbreitete und der sich Hus als einer unter vielen anschloss, zu deren exponierter Führungspersönlichkeit er dann aber später mehr und mehr avancieren sollte, ist in mehreren Kontexten einzuordnen. Zentral ist die Aufnahme und Wirkung von Gedanken- gut des englischen Kirchenreformers John Wyclif. Philosophisch steht der Universalienstreit im Hintergrund, bei dem Wyclif und die Prager Reformer gegen die fortschrittlichen „Nominalisten“ auf der traditionellen Seite der „Realisten“ standen, d.h. die Begriffe – in der Tradition Platons – als das Ursprüngliche und Wirkliche, also das eigentlich „Reale“

begriffen. Kirchenpolitisch war das zentrale Thema der geistige und vor allem moralische „Verfall“ der Kirche, sichtbar und greifbar im Schisma sowie in der Verkommenheit, der Simonie des Klerus.

Ekklesiologisch wurde die Kirche von Wyclif und zunehmend auch von Hus als Gemeinschaft der von Gott Erwählten begriffen. Eine weitere Ebene stellt die Frage der „Nation“ dar. Wurden die zu Landsmannschaften zusammengefassten Studentengruppen an der Universität zuerst primär als Gemeinschaften der von Herkunft oder Sprache Gleichen begriffen, setzte sich jetzt eine nationale Sichtweise durch, bei der die aus Sachsen, Bayern und Polen stammenden Studenten und Dozenten (mehrheitlich moderne „Nominalisten“) gegenüber den tschechischsprachigen im sog. „Kuttenberger Dekret“ von 1409 benachteiligt und damit von der Universität verdrängt wurden. Im gesamten ersten Jahrzehnt des 15. Jh. radikalisierte sich die Reformbewegung, der Streit eskalierte stufenweise. Zuerst distanzierte sich der anfänglich sympathisierende Erzbischof, dann ging der lange lavierende König Wenzel, um seinen Machterhalt besorgt, auf Distanz. Auch die Bewegung selbst franste aus, erlitt Verluste, Abspaltungen und Rückschläge. Schließlich musste Hus, der in der Bethlehemskapelle mit flammenden Predigten die Massen mobilisierte und zugleich an der Universität seine Lehrverpflichtungen erfüllte (zeitweise hatte er gar das Amt des Rektors inne), Prag verlassen und untertauchen, war er doch nach kirchlicher Exkommunikation, verschärftem Kirchenbann und weiteren Anfeindungen seines Lebens nicht mehr sicher. Er nutzte die Zeit, um seine beiden bedeutendsten Schriften *De ecclesia* (Über die Kirche; das zentrale theologische Werk) sowie die *Výklady Desatera* (Auslegung der Zehn Gebote; seine wohl wichtigste tschechische volkstümliche Schrift) zu vollenden und zu revidieren.

Der Rest ist bekannt: Als Vertreter der Prager Reformbewegung reist Hus 1414 zum Konstanzer Konzil, mit einem Geleitbrief des deutschen Königs Sigmund in der Tasche, um dort zur Überwindung des Kirchenschismas sowie zu einer Kirchenreform beizutragen, er wird aber in Haft genommen und nach einem Ketzerprozess, in dem es mehrere Versuche zu einer Vermittlung gibt, in dem er sich aber unversöhnlich (und gegenüber dem Kaiser wohl auch wenig geschickt) zeigt, zum Tod verurteilt und im Juli 1415 den Flammen übergeben, samt seiner persönlichen Habe – zur Vermeidung eines Märtyrerkults. Seine eigentliche Wirkung aber entfaltete er, wie etwa bereits Leopold von Ranke richtig bemerkte, erst nach seinem Tod. „Hussiten“ wurde zum Synonym für die böhmischen „Ketzer“ sowie die dann folgende Böhmisches Reformation mit den Wirren der Hussitenkriege. Sein Name bzw. sein Anliegen aber wurde in der Folgezeit – teilweise bis zur Gegenwart – für die verschiedensten Anliegen und Interessen in Anspruch genommen oder auch usurpiert: von der deutschen Reformation, von tschechischen Nationalbestrebungen, schließlich gar von kommunistischer Seite aus. Die wissenschaftlich ausgerichtete, recht aktive Hus-Forschung der Gegenwart aber blickt auf das bald anstehende Jubiläumsjahr, den 600. Todestag von Hus im Jahr 2015.

Alles in allem liegt ein gelungener Überblick vor, der die Lebens- in die Zeitgeschichte einordnet und das Maß wahrt zwischen der Herausarbeitung des Profils dieses bedeutenden Reformators und zugleich der Betonung seines keineswegs so revolutionären, in zahlreichen Punkten eher traditionellen theologischen Denkens, das Kontur gewann vor allem durch die Übernahme mancher (keineswegs aller) Anliegen Wyclifs zu Kirchenverständnis und Kirchenreform.

Eine echte Herausforderung stellt allerdings in vielen Passagen die sprachliche Gestaltung des Textes dar, mit mitunter langatmigen, verschachtelten, mit verschiedenen Gedanken und Assoziationen vollgepackten Sätzen und ungewohnten, manchmal unbeholfen wirkenden Formulierungen, so dass vereinzelt der Sinn gar eher verdeckt als expliziert scheint. Zudem lassen manche Darstellungen und Sichtweisen stutzen. Unkommentiert und unreflektiert wird einer Steine werfenden „Gruppe jüdischer Kinder und Erwachsener“ die Schuld für die (berechtigte?) Empörung der Bevölkerung über die angebliche „Hostienschändung“ zugeschoben, und ein „zunächst völlig machtlos dem Pöbel“ gegenüber-

stehender Rat der Stadt kann anscheinend nicht verhindern, dass das Judenviertel in Flammen aufgeht und eine große Zahl von Juden den Tod findet. Nein, so darf man heute nicht mehr über ein Judenpogrom berichten (S. 25). Liest man das Werk jedoch mit der – eigentlich immer – nötigen Distanz und Kritik und lässt man sich von den sprachlichen Eigenheiten und Problemen nicht abschrecken, kann man einen sehr erhellenden, fundierten, reich mit (allerdings leider nicht nachgewiesenen!) Zitaten und Hinweisen belegten Überblick über das Leben und Werk von Johannes Hus gewinnen. Den Abschluss des Bandes bieten eine kurz gefasste, klare Zeittafel sowie prägnant kommentierte Hinweise auf das einschlägige Schrifttum (Sekundärliteratur).

Ludwigsburg

Veit-Jakobus Dieterich

Tünde Katona: Caritas und Memoria. Eine Leutschauer Stiftung im Dienste der Bildungsförderung in der Zips des 16. Jahrhunderts. (Buchreihe der Kommission für Geschichte und Kultur der Deutschen in Südosteuropa, Bd. 41.) Oldenbourg, München 2011. 329 S. ISBN 978-3-486-59801-8. (€ 49,80.)

Tünde Katona – eine anerkannte Kennerin der Zips (einer einst zum Königreich Ungarn gehörenden historische Region, heute in der Nordslowakei gelegen) in der Frühen Neuzeit – macht es sich in ihrem vorliegenden Werk zur Hauptaufgabe, eine seit langem bestehende Forschungslücke zu füllen. Ihr Unterfangen besteht im Prinzip darin, eine Textedition und Analyse des Leutschauer Testamentbuches – auch „Thurzónische Stiftung“ genannt – vorzulegen, das in der überwiegend von Deutschen bewohnten und in der Zips gelegenen Stadt Leutschau entstanden ist. Obwohl der Geschichte der Deutschen in Ostmitteleuropa immer schon wissenschaftliches Interesse gewidmet wurde, setzten sich bislang nur verhältnismäßig wenige Werke mit den Zipser Sachsen auseinander. Diese ungünstige Forschungsperspektive ist um so weniger zu begreifen, als die städtischen Archivgüter aus der Zips eine breit angelegte Forschungsbasis für zahlreiche Disziplinen bieten.

In dem hier rezensierten Band findet sich die sorgfältig transkribierte Textedition der Thurzónischen Stiftung. Die Quelle erfasst eine weite Zeitspanne (1551-1642) und stellt auf 146 Folioseiten die städtischen Ausgaben für die Besoldung von Gelehrten sowie für wohltätige Anliegen und Bildungszwecke aus dem Nachlass des Leutschauer Potentaten Alexius Thurzó in Form von jährlichen Aufzeichnungen detailliert dar. Es muss hier nicht extra hervorgehoben werden, welche Bedeutung einem historischen Schriftwerk solchen Charakters mit einer derartigen Materialfülle beizumessen ist. Festzuhalten bleibt allein, dass die Auswertung der Informationen viele Forschungsperspektiven eröffnet, wobei sich K. besonders für die Auseinandersetzung mit den bildungsfördernden und sozialen Aspekten der Thurzónischen Stiftung interessiert.

In ihrer dem edierten Text vorangestellten Analyse wird vor allem auf die besondere Quellengruppe der städtischen Rechnungsbücher eingegangen. Hierbei wird nicht nur das breite Themenspektrum der Textinhalte angedeutet, sondern auch mögliche Anknüpfungspunkte an die Erforschung von Kanzleibüchern und Kanzleisprache des frühneuhochdeutschen Sprachraums in Betracht gezogen. Im zweiten Hauptkapitel steht dann die Person des Stifters im Zentrum der Untersuchungen, wobei ein durchaus weiter Horizont eröffnet wird: Durch die Geschichte des Geschlechts Thurzó im ausgehenden 15. und frühen 16. Jh. werden genealogische, politik-, kultur- und wirtschaftsgeschichtliche Beziehungsaspekte gleichermaßen herangezogen. Dabei ist nicht nur die profunde und balancierte Anwendung der ungarischen, deutschen und slowakischen Literatur zu loben. Aus diesem Kapitel erschließen sich auch anschaulich jene historischen Querverbindungen, die in den Bereichen Kultur, Mentalität und Wirtschaft die interregionalen Beziehungen Polens, Ungarns, Tschechiens, Mährens und Süddeutschlands ganz offensichtlich prägten. Durch die Schilderung des gemeinsamen Unternehmens der Thurzó und Fugger sowie des humanistisch-erasmianisch geprägten kulturellen Umfelds des Alexius Thurzó gelingt es K. sogar,

die regionalen Verhältnisse auch in einen gesamteuropäischen Kontext zu stellen. Darstellung und Analyse des Testamentbuches finden sich dann im dritten Kapitel, wo sowohl die Entstehungsgeschichte als auch die grundlegenden inhaltlichen Komponenten des transkribierten Archivmaterials thematisiert werden. Wie oben angedeutet, liegt das Hauptaugenmerk der Autorin auf kultur- und bildungsgeschichtlichen Interpretationen, die Themen wie z.B. die Beschaffenheit des Thurzónischen Mäzenatentums im Allgemeinen oder Zusammensetzung, Anlässe, Ebenen und das Ausmaß der karitativen und bildungsfördernden Tätigkeit der Stadt Leutschau in den Vordergrund stellen. Abschließend wird das Gesamtbild durch zusammenfassende Bemerkungen über die frühneuzeitliche Konzeption der Caritas und Memoria anhand der Thurzónischen Stiftung in Leutschau abgerundet.

Das vorliegende Werk folgt ganz zweifellos einem interdisziplinären Ansatz. Selbstverständlich bietet uns die Autorin eine Interpretation, die ihr selbst am treffendsten erscheint, aber die Themenvielfalt der Quelle vermag gewiss auch weitere Forschungen anzuregen. Zu loben ist auch die konsequent quellenzentrierte und textkritische Orientierung der Vf., die in einer Zeit, in der monumental und populärwissenschaftlich angelegte Synthesen, oft ohne tiefergehenden Bezug auf Archivmaterialien, immer mehr Platz in der Geschichtswissenschaft und verwandten Disziplinen einnehmen, nicht hoch genug geschätzt werden kann.

Szeged

Zsuzsanna Cziráki

Calvin und Reformiertentum in Ungarn und Siebenbürgen. Helvetisches Bekenntnis, Ethnie und Politik vom 16. Jahrhundert bis 1918. Unter Mitarbeit von Katharina Drobac, Andreas Kappelmayer und Dennis Schmidt hrsg. von Márta Fata und Anton Schindling. (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte, Bd. 155.) 2., unveränd. Aufl. Aschendorff. Münster 2011. XX, 603 S., Ill. ISBN 978-3-402-11580-0. (€ 58,-)

Der umfangreiche Band geht auf eine von den Hrsg. in Tübingen im Jahr 2009 veranstaltete Tagung im Umfeld des 500. Geburtstags von Johannes Calvin zurück. Ihr Ziel war es, die immer noch vorherrschende Konzentration der deutschen und westeuropäischen Forschung über den Reformator auf Mittel- und Westeuropa um ostmitteleuropäische Regionen zu ergänzen. Diese Osterweiterung, so konstatieren die Hrsg. mit Recht, entspricht dem damaligen „Internationalismus“ (S. V) der neuen Konfession, die neben der Schweiz, Frankreich, den Niederlanden, England, Schottland und Deutschland von Anfang an eben auch Polen-Litauen, Ungarn und Siebenbürgen erreichte, ja mit Kyrillos Lukaris auch das osmanische Konstantinopel.

Die Tagung beabsichtigte, Ebenen einer regionalen Wirkungsgeschichte Calvins herauszuarbeiten. Im Band erscheint deren teilweise nationale Aufladung im 19. Jh. als zweites wichtiges Thema. Heinz Schillings einführender Aufsatz zu Calvin und Calvinismus in europageschichtlicher Perspektive stellt den konfessionalisierungs- und erinnerungsgeschichtlichen Rahmen des Themas her. Als spezifisch für den Calvinismus betont er die oft labile Lage als „Minderheitengemeinde“ (S. 12) gegenüber den vorherrschenden Konfessionen. Die von ihm und anderen vertretenen neueren Ansätze¹ zur Konfessionsfestigung, die jüngst etwa auf Verflechtungen über konfessionelle Grenzen hinweg abzielten, werden im Übrigen aber kaum aufgegriffen.

Jan-Andrea Bernhard kann die ältere Annahme, Calvin sei eher durch die Vermittlung von Philipp Melancthon, David Pareus und Heinrich Bullinger und nicht so sehr direkt in Ungarn rezipiert worden, durch zahlreiche Nachweise einer unmittelbaren Rezep-

¹ Hierzu: KASPAR VON GREYERZ, MANFRED JAKUBOWSKI-TIESSEN u.a. (Hrsg.): Interkonfessionalität – Transkonfessionalität – binnenkonfessionelle Pluralität. Neue Forschungen zur Konfessionalisierungsthese, Gütersloh 2003.

tion und Auseinandersetzung entkräften: Calvin führte keine direkte Kirchenpolitik in der Region, wurde aber sehr wohl gelesen und gelehrt. Helvetische Reformatoren wurden aber als Einheit wahrgenommen und nicht als konkurrierend, wie Tamás Juhász zeigt: Calvin stand für die Bekenntnisse des Zürcher Theologen Bullinger und anderer. Melancthon und Bullinger fanden eine größere Wirkung, da ihre Theologie weniger polemisch war. Unklar bleibt weiterhin, weshalb sich unter ungarischsprachigen Theologen das helvetische Bekenntnis durchsetzte, aber die deutsch- und slowakischsprachigen Heimkehrer lutheranisch blieben (András Szabó). Entscheidend war für Eva Kowalská dabei nicht die ethnische bzw. sprachliche Ausrichtung, sondern die geografische oder politische Nähe der Gemeinden zu Wien. Der im Anschluss daran geschilderte zwischenkonfessionelle Kontakt zwischen Calvinisten und orthodoxen Rumänen ist sehr interessant (Sándor Előd Ósz) und wäre in einen Vergleich mit polnisch-litauischen Entwicklungen einzubeziehen. Márta Fata zeigt anhand eines Überblicks über reformierte deutsche Einwanderer beispielhaft, wie sich Konfliktlinien nicht nur entlang der Konfessionsgrenzen, sondern auch entlang der sprachlichen und ethnischen Grenzen entwickelten.

Die ungarischen Reformierten studierten in Wittenberg, Heidelberg sowie an niederländischen Hochschulen, aber selten in der Schweiz (Réka Bozzay). Die Kollegien in Debrecen und Nagyenyed wirkten als Multiplikatoren der Lehre in Ungarn und Siebenbürgen. Ob ihnen deshalb während der Zeit der „Dreiteilung Ungarns eine nationserhaltende Rolle“ (S. X) zukam, hängt vom in diesem Kontext eingesetzten Nationskonzept ab: János L. Györi beschreibt Debrecen in zahlreicher Hinsicht als „Ein' feste Burg“ im national-ungarischen Sinne, ohne den Übergang von einer Konfessionsgemeinschaft zu Entwurfen moderner Nationen zu problematisieren. Gábor Sipos fakto- und prosopografische Skizze zum Kollegium in Nagyenyed berücksichtigt neben ethnisch ungarischen Schülern bzw. Szeklern nur ganz am Rande auch Siebenbürger Sachsen und namentlich nicht genannte „Söhne des durch die Reformation beeinflussten rumänischen Kleinadels“ (S. 264). Noémi Veiskolcz gelingt es mit dem Beispiel von Johann Heinrich Bisterfeld, das überregionale Netzwerk der Dozenten an der Weißenburger Akademie nachzuzeichnen, das auch für die diplomatischen und politischen Zwecke der Fürsten Siebenbürgens eingespannt werden konnte. Laut den Hrsg. waren die Auslandsverbindungen der Reformierten im 19. Jh. wichtig für die „Modernisierung“ Ungarns: Konkret und ohne Verweis auf Modernisierungskurse zeigt Eleonóra Erzsébet Géra, wie karitative Einrichtungen deutscher Reformierter in Budapest die Mitarbeit von Wortführern der ungarischen Reformierten sowie neue Vereinsgründungen hervorriefen.

Szabó beginnt eine Reihe von Beiträgen zur von den Hrsg. gestellten Frage nach der Rolle von Freiheitsvorstellungen im ungarischen Calvinismus. Für den Bocskai-Aufstand hält er fest, dass konfessionelle Einflüsse nur für einen Teil der Diskursstränge der Widerstandslegitimation wesentlich gewesen seien. Die Rede von einer „jüdisch-ungarischen Schicksalsparallele“ (S. 340) ist dabei zu pathetisch: Dekonstruktivistisch formuliert liegt eine frühneuzeitliche Übernahme des biblischen Topos der Lage der Juden unter den Pharaonen Ägyptens zur sakralisierenden Legitimation der eigenen Sache durch ungarische Wortführer vor. Der Aneignungsvorgang und die Wirkung des Diskurses war jedenfalls transkonfessionell: István M. Szijártó legt dar, wie schon in der zweiten Hälfte des 18. Jh. Katholiken die führenden Akteure ständisch-konstitutionellen Widerstands waren. Péter Zakar zeigt auf, wie Lajos Kossuth als „Moses der Ungarn“ von Geistlichen aller Konfessionen und nicht nur seitens der Reformierten verehrt wurde. Juliane Brandt zeigt anhand des Wahlverhaltens in überwiegend reformierten Gebieten Ungarns, wie sich Fronten zwischen Parteien der Revolution von 1848 und derjenigen des Ausgleichs von 1867 in der politischen Gemengelage überlagern konnten. László Tókéczki vermag das konfessionell geprägte politische Denken des zweifachen ungarischen Ministerpräsidenten István Tisza nachzuzeichnen, bekräftigt dabei aber dessen Verehrung.

Ulrich Wien erklärt, wie gerade der Abendmahlsdiskurs in der Wahrnehmung der siebenbürgisch-sächsischen Evangelischen zur konfessionellen Abgrenzung der Reformierten

in Siebenbürgen diene. Gleichzeitig konnte die intensive wechselseitige Wahrnehmung zu transkonfessionellen Anleihen in der Kirchenmusik führen. István Bitskey macht geltend, dass der führende Gegenreformer Péter Pázmány gegenüber den Reformierten in bestimmten politischen Situationen im Widerspruch zu dem von ihm in polemischen Schriften geführten konfessionellen Diskurs zu Kompromissen bereit gewesen sei. Botond Kertész erläutert die Hindernisse, die einer formalen Union der lutherischen und der reformierten Kirche im langen 19. Jh. entgegenstanden. Hans-Christian Maner zeigt für den gleichen Zeitraum, wie orthodoxe rumänische Historiker einen Einfluss des siebenbürgischen Calvinismus auf die orthodoxen Rumänen feststellten und positiv beurteilten.

In einem abschließenden Teil wird Calvin als heutige Erinnerungsfigur betrachtet. Zoltán Balog stellt dabei „Fragen an die Zukunft“ des Calvinismus in Ungarn und in Europa und positioniert sich als Akteur der Erinnerungspolitik. Fata und Máté Millisits gelingt es, auf wenigen Seiten Calvin in der ungarischen Erinnerungskultur nachzuzeichnen.

Der umfangreiche Band bietet einen vielfältigen Zugang zur Wirkungsgeschichte Calvins in Ungarn, wenngleich Phänomene der Inter- oder Transkonfessionalität oder der Säkularisierung konfessioneller Kulturen und der Sakralisierung der Nation im 19. Jh. methodisch deutlicher hätten gefasst werden können.

Passau

Stefan Rohdewald

Einrichtungswerk des Königreichs Ungarn (1688-1690). Hrsg. von János Kalmar und János J. Varga. (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa, Bd. 39.) Steiner. Stuttgart 2010. 514 S. ISBN 978-3-515-09778-9. (€ 68,-)

Mit dieser Edition steht der Forschung – nach fast 90-jährigen, 1921/22 von dem ungarischen Archivar und Rechtshistoriker Béla Baranyai (1881-1945) begonnenen Vorarbeiten (zur höchst komplizierten Publikationsgeschichte siehe S. 78-83) – endlich der Text des *Einrichtungswerks des Königreichs Hungarn* sowie weiterer, damit in engem Zusammenhang stehender Quellen zur Verfügung. Das *Einrichtungswerk* ist der im Manuskript etwa 500- und im Druck ca. 160-seitige Entwurf einer sieben Mitglieder zählenden, unter dem Vorsitz von Leopold Graf Kollonich, dem Bischof von Raab (Győr) und ehemaligen Präsidenten der Ungarischen Kammer tagenden Subkommission der für die Planung der Neueinrichtung Ungarns nach seiner Wiedervereinigung eingesetzten Deputation der kaiserlichen Geheimen Konferenz. Bisher war nur ein zeitgenössischer Auszug aus dem *Einrichtungswerk*, das sogenannte *Kompendium der Hauptrelation über die Einrichtung des Königreichs Hungarn*, in einer von Theodor Mayer besorgten Edition¹ leicht zugänglich.

Werner Conze hat das *Einrichtungswerk* treffend als „Denkschrift“ charakterisiert, die „programmatisch am Beginn der hundertjährigen Periode des Wiederaufbaus und der Neubesiedlung Ungarns gestanden hat [...]. Sie gibt den modernen Gestaltungswillen Wiens ebenso wieder wie die hemmenden Kräfte der praktisch noch nicht angetasteten Adelswelt.“² Neben dem *Einrichtungswerk* sind mehrere weitere Denkschriften und Pläne für die Neugestaltung Ungarns aus den Jahren 1688 bis 1701 überliefert, von denen zwei ebenfalls in die vorliegende Edition aufgenommen worden sind: der Entwurf des Palatins Paul Esterházy vom 9. April 1688 und das von einer Kommission des ungarischen Reichstags unter dem Vorsitz des Palatins als Diskussionsgrundlage für die von Kollonich geleitete Arbeitsgruppe ausgearbeitete sog. *Ungarische Einrichtungswerk* vom 22. Sep-

¹ THEODOR MAYER: Verwaltungsreform in Ungarn nach der Türkenzeit, Wien – Leipzig 1911, 2. Aufl. Sigmaringen 1980, S. 97-135.

² WERNER CONZE: Ostmitteleuropa. Von der Spätantike bis zum 18. Jahrhundert, hrsg. von KLAUS ZERNACK, München 1991, S. 229.

tember 1688. Es fehlen insbesondere das von Balthasar Patachich, einem Beamten der Ungarischen Hofkanzlei, im Jahr 1700 im Auftrag des Banus von Kroatien verfasste, stark ständisch gesinnte *Proiectum de noviter instituenda rei publicae Hungaricae administratione quantum legibus patriae minus disconveniret* und das von dem von der kaiserlichen Hofkammer unterstützten Franziskanerpater Angelo Gabriele stammende, radikal antiständische Werk *Il Governo dell' Ongaria* aus dem Jahr 1701. In der ausführlichen Einleitung zur Edition hat János J. Varga aber auch diese und andere Quellen gebührend berücksichtigt (nicht jedoch das 1689/90 von dem niederösterreichischen Regimentsrat Johann Georg Hoffmann, einem der Mitglieder der mit der Ausarbeitung des *Einrichtungswerkes* beauftragten Subkommission, nach dem Vorbild der *Verneuerten Landesordnung* für Böhmen ausgearbeitete *Quinto-Partitum*). In einem umfangreichen und besonders wertvollen Teil der Einleitung (S. 53-77) fasst V. „Versuche zur Verwirklichung des *Einrichtungswerkes* (1689-1723)“ zusammen. János Kalmár informiert im Anhang der Edition ebenso kenntnisreich über „Das *Einrichtungswerk des Königreichs Ungarn* und die Einrichtung des Temeswarer Banats im 18. Jahrhundert“ und kann dabei zeigen, dass es keine direkte Verbindungslinie vom ungarischen „*Einrichtungswerk*“ zur „Einrichtung des Banats“ gegeben haben dürfte, sondern dass man, was die Ähnlichkeiten betrifft, eher von gemeinsamen Quellen ausgehen müsse.

Baranyai hatte als wichtigste Grundlage für seine kritische Edition „das Original des Entwurfes und die originale Reinschrift des *Einrichtungswerkes*“ (S. 79) verwendet, die beide beim Brand des Wiener Justizpalastes 1927 vernichtet wurden. Fragmentarisch erhalten geblieben sind ein „Druckabzug“ und ein „Aushängebogen“ (Bürstenabzug und Druckfahnen?) der Edition vom Beginn der 1930er Jahre. Die Hrsg. stützten sich bei ihrer Arbeit so weit wie möglich auf diesen Abzug und auf den Nachlass Baranyais; fehlende Teile des *Einrichtungswerkes*, von dessen Beilagen und den übrigen edierten Texten ergänzten sie mit Hilfe einer gegen Ende des 18. Jh. entstandenen Abschrift in der Széchényi-Nationalbibliothek in Budapest sowie, was die Sitzungsprotokolle der Hauptdeputation der Geheimen Konferenz über die Diskussion der einzelnen Kapitel des *Einrichtungswerkes* zwischen März 1689 und August 1690 betrifft, aus dem Familienarchiv Dietrichstein im Mährischen Landesarchiv in Brünn (Brno). Wie Baranyai bieten die beiden Herausgeber eine weitgehend buchstabengetreue diplomatische Edition (bzw. eine Transliteration), was unter anderem die wenig benutzerfreundliche Folge hat, dass die sehr zahlreichen Abkürzungen nicht aufgelöst sind, sondern vom Leser mit Hilfe eines fünfseitigen Abkürzungsverzeichnisses entschlüsselt werden müssen. Dem Rezensenten scheint es eine Fehlentscheidung gewesen zu sein, die bei Baranyai, wie in kritischen Editionen üblich, getrennten Sachanmerkungen einerseits und die textkritischen Anmerkungen andererseits in einem gemeinsamen Fußnotenapparat zu verschmelzen. Die Konsequenz ist, dass in den Fußnoten zur Edition in bunter Folge und noch dazu in derselben Schriftart moderne Varianten von Eigennamen, sachliche Erläuterungen und (noch dazu nicht näher charakterisierte) Einfügungen, Ergänzungen, Varianten und Nachträge zu den edierten Texten einander abwechseln. Das absolute Minimum sollte darin bestehen, Sachanmerkungen der Herausgeber und Einfügungen etc. in der edierten Vorlage durch verschiedene Schriftarten (am einfachsten gerade und *kursiv*) zu unterscheiden. Nur teilweise und uneinheitlich stehen die textlichen Ergänzungen in den Fußnoten zwischen Anführungszeichen. Ab und zu begegnen offensichtliche Lesefehler. So muss es beispielsweise statt „Lüfelgelter“ (S. 154) wohl „Lüfergelter“ (d.h. Liefergelder) heißen.

Leider hat der Band, wie es scheint, nur ein oberflächliches Lektorat durch einen Muttersprachler erfahren. Besonders in den Anmerkungen zur Edition sind zahlreiche Anacoluthie und fehlerhafte Sätze stehen geblieben. Nicht selten sucht man auch vergeblich nach Belegen für das Gesagte (z.B. S. 97 Anm. 81). Aber auch in den die Edition rahmenden Texten der Herausgeber finden sich Übersetzungsfehler, z.B. „Banatentafel“ (S. 21) statt „Banaltafel“, „Hörigpforten“ (S. 34) statt (beispielsweise) „untertänige Höfe (*portae*)“, „Standesabgeordnete“ (S. 50) statt „Ständevertreter“, „Kammerinspektorat“ und „Kam-

meradministration“ (passim) statt „Kameralsinspektorat“ und „-administration“, „katholisierten“ (S. 464) statt „konvertierten“ oder „warnen“ (S. 468) statt „bewahren“. Der Band besitzt weder Quellen- und Literaturverzeichnis noch ein Sachregister.

Diese kritischen Bemerkungen ändern nichts daran, dass der Forschung zur Geschichte Ungarns und der Habsburgermonarchie außerordentlich wichtige Quellen für eine „Wendezeit“ – erschlossen durch ein Orts- und ein Personenregister – nunmehr im Volltext zur Verfügung stehen. Den beiden Hrsg. ist dafür zu danken, dass sie ein Editionsprojekt, über dem ein schlechter Stern zu stehen schien, mit großer fachlicher Kompetenz und Beharrlichkeit zu einem erfolgreichen Abschluss gebracht haben.

Wien

Thomas Winkelbauer

Wojciech Kriegseisen: Die Protestanten in Polen-Litauen (1696-1763). Rechtliche Lage, Organisation und Beziehungen zwischen den evangelischen Glaubensgemeinschaften. Aus dem Polnischen von Peter Oliver L o e w. Unter Mitarbeit von Rafael S e n d e k hrsg. von Joachim B a h l c k e und Klaus Z i e m e r. (Jabloniana, Bd. 2.) Harrassowitz. Wiesbaden 2011. 350 S. ISBN 978-3-447-06559-7. (€ 58,-)

Beim vorliegenden Band handelt es sich um die deutsche Ausgabe der Forschungsergebnisse von Wojciech K r i e g s e i s e n über den Protestantismus in der polnischen Adelsrepublik der Frühen Neuzeit, die gegenüber der polnischen Originalfassung¹ vollständig überarbeitet und ergänzt und in die dabei auch die seit 1996 erschienene Fachliteratur einbezogen wurde. Den Anstoß zu dieser Publikation gab eine mehrjährige Kooperation zwischen dem Lehrstuhl für Geschichte der Frühen Neuzeit an der Universität Stuttgart und dem Deutschen Historischen Institut in Warschau. Einleitend werden die Problematik, Ziele und Konzeption der Untersuchung umrissen, die der bisher vernachlässigten Vorgeschichte der Dissidentenfrage, einer der ursächlichsten Faktoren für die Erste Teilung Polens 1772, Rechnung tragen sollen. Zum Verständnis ihrer Genese ist ein Zurückblenden in die Zeit des späten 17. Jh. und eine quellennahe Auseinandersetzung mit dem in der bisherigen Forschung vorherrschenden schematischen Schwarz-Weiß-Bild erforderlich, das das 16., die erste Hälfte des 17. und die Regentschaft von Stanislaus August Poniatowski im späten 18. Jh. als „Epoche der Toleranz“ schroff von der als „Zeitalter der Verfolgungen“ definierten Zeitspanne zwischen 1650 und 1772 abgrenzt. Zentrale Bedeutung für das Verständnis hat hier die Beleuchtung des organisatorischen Zustandes der Protestanten, ihrer gesellschaftliche Verortung und Beziehung zur katholischen Mehrheit in der Praxis wie auch ihrer religiösen und politischen Freiheiten in der Sachsenzeit. Zur klareren Fokussierung der Problematik wurde das Forschungsfeld auf die Untersuchung der evangelischen Gruppen – unter Ausschluss anderer konfessioneller Minderheiten – auf Kronpolen und Litauen eingegrenzt, wobei allerdings das Königliche Preußen trotz des religiösen Sonderstatus der dortigen großen Städte nicht vollständig ausgeklammert werden konnte.

Wichtige Hintergrundinformationen vermittelt der folgende Überblick über die rechtliche Lage der polnischen und litauischen Protestanten in dem behandelten Zeitraum. Während diese zwar schon in der zweiten Hälfte des 17. Jh. Bürger zweiter Klasse geworden waren, besaßen sie doch weiterhin rechtliche Freiheiten, die über die der Katholiken in protestantischen Staaten wie Schweden, Dänemark und Großbritannien und die der Hugenotten in Frankreich hinausgingen. Maßgebend für die sich zunehmend verschlechternde Situation der Evangelischen in der Adelsrepublik war ihr „sinkender gesellschaftlicher

¹ WOJCIECH KRIEGSEISEN: *Ewangelicy polscy i litewscy w epoce saskiej (1696-1763). Sytuacja prawna, organizacja i stosunki międzywyznaniowe* [Polnische und litauische Evangelische in der Sachsenzeit (1696-1763). Rechtliche Lage, Organisation und interkonfessionelle Beziehungen], Warszawa 1996.

Status“ (S. 38), was vom wachsenden Einfluss des kanonischen auf das staatliche Recht begünstigt wurde und die Restriktionen der katholischen Geistlichkeit gegenüber den „Häretikern“ förderte. Den Höhepunkt der gegen die Protestanten gerichteten Maßnahmen bezeichneten die Artikel 2 und 4 des Warschauer Vertrages von 1716, die im Februar des folgenden Jahres vom sog. „Stummen Reichstag“ übernommen wurden und die Grundlage für noch weitergehende Beschlüsse nachfolgender Reichstage bildeten. Sie verweigerten dem evangelischen Adel das Recht auf Mitwirkung an den zentralen parlamentarischen Gremien der Republik, die Amtsausübung als Senatoren, Würdenträger und Beamte, den Bau neuer Kirchen – nur die vor 1632 errichteten Gotteshäuser durften bestehen bleiben – und die Abhaltung von Gottesdiensten auf ihren Gütern, die andernfalls mit Konfiskation bedroht wurden. Im Jahr 1736 erreichten die den Protestanten auferlegten Beschränkungen ihr größtes Ausmaß, das erst 30 Jahre später weitgehend reduziert wurde. Diskussionsbedürftig bleibt indes die These, die damaligen interkonfessionellen Verhältnisse der Adelsrepublik seien ein „verspäteter Nachvollzug der Konfessionalisierungsprozesse“ in den westlichen Ländern Europas gewesen (S. 50), weil die besondere Spezifik der vom Adel dominierten gesellschaftlichen und ständischen Struktur Polen-Litauens nicht ohne weiteres auf andere Staaten übertragen werden kann.

Das nächste Kapitel unterrichtet über den zahlenmäßigen Umfang und die Sozialstruktur der Protestanten in Polen-Litauen unter der Herrschaft der Wettiner, wobei das Verhältnis zwischen Kirchen, Gemeinden und Gläubigen in Kleinpolen, Großpolen und Litauen – diese Provinzen werden jeweils separat behandelt – in den Mittelpunkt gerückt wird. Festzuhalten bleibt, dass die Lutheraner, die häufig erst in späterer Zeit nach Polen gekommen waren, nicht so stark von der Polonisierung erfasst wurden wie die reformierten Glaubensgemeinschaften, deren Mitglieder ohnehin zu einem großen Teil Polen waren. Nach K. war die Kleinpolnische Unität die schwächste evangelische Kirche in der gesamten Adelsrepublik, wofür neben der geringen Zahl von Gemeinden und Gläubigen ihre aus dem 16. Jh. stammende, nicht mehr zeitgemäße Organisation verantwortlich gewesen sei. Die größte protestantische Gemeinschaft Großpolens waren die in mehreren Siedlungswellen eingewanderten Lutheraner, deren Kirche eine konsistorial-synodale Verfassung hatte und enge Verbindungen zu Schlesien unterhielt. Sie konnte durch straffe Administration unter der Leitung geistlicher und weltlicher Senioren – unter den Letzteren spielten die adligen Familien Unruh/Unrug und Goltz/Golcz eine führende Rolle – den Übergriffen der katholischen Geistlichkeit und Staatsmacht entschlosseneren Widerstand leisten als im Fall der kleinpolnischen Protestanten, was auch für die zweite evangelische Kirche Großpolens, die Unität der Böhmisches Brüder mit dem Zentrum in Lissa, zutraf. Günstig wirkten sich hier die stärkere Geschlossenheit ihrer Siedlungsgebiete und die Nähe der brandenburgischen Grenze aus. Anders als in Großpolen beruhte die gesellschaftliche Rolle der zumeist calvinistischen Protestanten im Großfürstentum Litauen nicht auf zahlenmäßiger Stärke, sondern auf dem Einfluss ihrer Elite im dortigen Adel. Die Grundlage für ihr dauerhaftes Überleben bot ihre synodal-presbyterianische Kirchenorganisation, die vor allem durch das auf allen Ebenen bestehende Gleichgewicht weltlicher und geistlicher Gremien ein festes Fundament erhielt. Große Bedeutung für die Litauische Unität hatte der langwierige Streit wegen der umfangreichen Radziwiłłschen Güter, die nach der Eheschließung ihrer Besitzerin Louise Charlotte – sie war zuvor mit einem Sohn des Großen Kurfürsten verheiratet gewesen – mit Karl Philipp von Pfalz-Neuburg (seit 1716 Kurfürst von der Pfalz) an dessen Haus und danach an die Linie Pfalz-Sulzbach fielen, die sie später an den katholischen Nieswieżer Zweig der Radziwiłł abtrat. In diese Sache schaltete sich Friedrich der Große persönlich ein und hielt die Auslieferung des in Königsberg verwahrten Radziwiłłschen Archivs längere Zeit zurück, um so die Existenz der auf diesen Gütern vorhandenen pro-

testantischen Kirchen zu sichern², wobei er an die Schutzpolitik seines Vaters für die polnischen Dissidenten anknüpfte. Bei der Betrachtung der Protestanten in der 1687 neben Taugoggen unter die Patronatsherrschaft der Hohenzollern gelangten Herrschaft Serrey ist auf einen auf Quellen im Berliner Geheimen Staatsarchiv beruhenden Beitrag des Rezensenten zu verweisen.³

Viele aufschlussreiche Details vermitteln auch die folgenden Kapitel über die wirtschaftlichen Grundlagen der evangelischen Kirchen (die beste finanzielle Verfassung besaß die reformierte Litauische Unität, deren wichtigste Auslandsvertretung sich in Königsberg befand), die konfessionellen Beziehungen zwischen Lutheranern und Reformierten, das häufig von Restriktionen bestimmte Verhältnis der Katholiken zur evangelischen Minderheit (zur Ausgrenzung des protestantischen Adels diente u.a. der künstliche Gegensatz zwischen „polnischem“ und „fremdem“ Adel), die Rolle des protestantischen Adels bei der Verteidigung der Rechte der Protestanten und dessen Besonderheiten in Polen-Litauen unter den Wettinern. Ein wichtiger Forschungsansatz der durch ein Quellen- und Literaturverzeichnis ergänzten und durch ein Orts- und Personenregister erschlossenen Studie ist die Hervorhebung der zentralen Bedeutung der Beziehungen zum nordeuropäischen Protestantismus – darunter auch Preußen – für die Herausbildung einer eigenen Kultur der evangelischen Gemeinschaft im polnisch-litauischen Unionsstaat des 18. Jh., die die Aufnahme von Ideen der Aufklärung in der dortigen Gesellschaft begünstigte.

Berlin

Stefan Hartmann

² STEFAN HARTMANN: Die Abgabe des Radziwillschen Archivs aus Königsberg im Kontext der preußisch-litauischen Beziehungen der frühen Neuzeit, in: *Archivalische Zeitschrift* 78 (1993), S. 257-278.

³ DERS.: Die preußische Herrschaft Serrey in Litauen, in: INGE AUERBACH (Hrsg.): *Felder und Vorfelder russischer Geschichte. Studien zu Ehren von Peter Scheibert*, Freiburg 1985, S. 76-93.

Deutschsprachige Literatur im Baltikum und in Sankt Petersburg. Hrsg. von Carola L. Gottzmann. (Literarische Landschaften, Bd. 11.) Duncker & Humblot, Berlin 2010. 259 S. ISBN 978-3-428-13241-6. (€ 36,-)

Das Forschungsinteresse an der deutschsprachigen Literatur des Baltikums ist in den letzten zwei Jahrzehnten sowohl in Deutschland¹ als auch im Baltikum gestiegen, wobei in Estland und Lettland neben wichtigen Einzelprojekten² auch einige in Deutschland weniger wahrgenommene Vorhaben wie die seit 2001 in Tartu durchgeführten Symposien zur dortigen baltischen literarischen Kultur, die als gemeinsames Forum für Fachleute aus Estland, Lettland und Deutschland fungieren, sowie zahlreiche Schriften und Sammel-

¹ GERO VON WILPERT: *Deutschbaltische Literaturgeschichte*, München 2005; CAROLA L. GOTZMANN, PETRA HÖRNER (Hrsg.): *Lexikon der deutschsprachigen Literatur des Baltikums und St. Petersburgs. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart* 3 Bände, Berlin – New York 2007; ARMIN VON UNGERN-STERNBERG: „Erzählregionen“. Überlegungen zu literarischen Räumen mit Blick auf die deutsche Literatur des Baltikums, das Baltikum und die deutsche Literatur, Bielefeld 2003; MARTIN KLÖKER: *Literarisches Leben in Reval in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts (1600-1657). Institutionen der Gelehrsamkeit und Dichten bei Gelegenheit*, Tübingen 2005.

² Vgl. z.B. die Digitale Textsammlung älterer Literatur Estlands – EEVA, URL: www.utlib.ee/ekollekt/eeva (21.01.2013); LIINA LUKAS: *Baltisaksa kirjandusväli 1890-1918 [Das deutschbaltische Literaturfeld 1890-1918]*, Tartu 2006.

bände auf Estnisch oder auf Deutsch realisiert worden sind. Dies sind nur einige der auffälligeren Zeugnisse für das neu aufgeblühte Interesse.

Dabei lässt sich im Vergleich zur früheren Geschichtsschreibung über die deutschbaltische Literatur eine neue Sichtweise feststellen: Während der traditionelle germanistische Ansatz die deutschbaltische Literatur im Lichte rein deutscher Entwicklungen betrachtet und regionale Zusammenhänge, die Verflochtenheit der verschiedenen Sprachen oder die Einflüsse der einheimischen estnischen und lettischen Kulturen auf die deutschsprachige vernachlässigt, ist die neue Forschung komparatistisch angelegt. Dies ist gewissermaßen „alter Wein in neuen Schläuchen“: Schon in den 1920er Jahren betonte der estnische Dichter und Literaturwissenschaftler Gustav Suits, dass „die baltische Literaturgeschichte in einem weiteren Sinne des Wortes [...] erst dann bearbeitet [wäre], wenn der Horizont des Betrachters die literarischen Berührungen und Wechselwirkungen der hiesigen Völker umfassen würde“³.

„Das geistige Leben des Landes als ein Ganzes zu sehen“ – dieses Zitat des estnischen Literaturhistoriker Otto Webermann dient auch als Leitmotiv des hier zu besprechenden Bandes (S. 48). Er versammelt Aufsätze, die auf einer 2006 in Stuttgart-Hohenheim von der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen veranstalteten Tagung gehalten wurden. Dieser Anspruch lässt sich jedoch angesichts der monolingualen Sichtweise, die in diesem Buch vorherrscht – es geht um „die deutschsprachige Regional-Literatur“ – nicht einlösen, die erklärte „Hinwendung zur Sprache der indigenen estnischen und lettischen Bevölkerung“ (S. 20) findet nicht statt. Jedoch wird die deutschbaltische Literatur, stärker als in der Germanistik bisher üblich, aus ihren sozialgeschichtlichen Voraussetzungen heraus verstanden, und es werden einige literarische Erscheinungen und Texte vorgestellt, die von der deutschen Literaturgeschichtsschreibung bisher nicht zur Kenntnis genommen worden sind.

Im ersten Teil des Buches werden in zwei einführenden Aufsätzen von Carola L. Gottzmann und Michael Garleff – aus einer sachkundigen Überblicksperspektive, die sich gezielt an einen mit der Region nicht vertrauten Leser wendet – die Besonderheiten der sozial- und literaturgeschichtlichen Entwicklungen im Baltikum (und in St. Petersburg) im Vergleich zu den literarischen Strömungen in Deutschland erläutert. Einige Fehler oder Missverständnisse müssen jedoch korrigiert werden: Die auf S. 18 erwähnte Dichterin heißt Gertrud von den Brincken (und nicht von den Blinken); das estnische Lesebuch von Friedrich Wilhelm Willmann erschien nicht 1793, sondern 1782; der angeblich in der jüngsten Zeit wiederentdeckte Rainer Brockmann ist in der estnischen Literaturgeschichte bekannt und erforscht⁴; es ist eine verfehlt Einschätzung, die Vorschläge von Johannes Aavik zur Bereicherung der estnischen Sprache mit Hilfe von Entlehnungen aus dem Finnischen oder den estnischen Dialekten um 1900 als „Sprachpurismus“ zu bezeichnen (S. 21).

Zu Beginn des zweiten Abschnitts stellt Werner H. Preuss die aufklärerischen Schriften des Oberpahlen-Kreises in Estland vor. Besonders die Schriften von Jakob Heinrich von Lilienfeld werden wegen ihrer gewitzten Gesellschaftskritik und kühnen politischen Visionen präsentiert und im zeitgenössischen politischen Diskurs analysiert. Einen interessanten Beitrag über August von Kotzebue liefert Otto-Heinrich Elias, der mit der bisherigen Tradition der deutschen Literaturgeschichtsschreibung bricht, indem er Kotzebue als einen Dichter gelten lässt, der als ein Revaler Voltaire den französischen Geist – im Gegensatz zur Weimarer Klassik – gelten lassen wollte bzw verkörperte. Elias beleuchtet die bisher wenig bekannten weltanschaulichen und biografischen Hintergründe sowie politischen Allusionen von Kotzebues Dramen.

³ GUSTAV SUITS: *Balti kirjandusloo katse* [Versuch einer baltischen Literaturgeschichte], in: DERS.: *Vabaduse väraval*, Tartu 2002, S. 173-191, hier S. 190.

⁴ REINER BROCKMANN: *Teosed* [Werke], hrsg. von ENDEL PRIIDEL, Tartu 2000.

Einen Einblick in das sensible Thema der „gläsernen Wand“ (so die Metapher von Siegfried von Vegesack in seinem Roman *Die baltische Tragödie*), der Wahrnehmung der einheimischen Völker in der deutschbaltischen Literatur, liefert Mara Grudule am Beispiel des Werkes von Theodor Hermann Pantenius und Eduard von Keyserling. In einer für die Kolonialkultur typischen Manier wird die einheimische Bevölkerung von den deutschbaltischen Dichtern als ein Teil der Natur verstanden und dementsprechend auch in der Literatur stilisiert – als ein von Instinkten und Trieben geleiteter Widerpart von Kultur und Zivilisation.

Das umfangreichste Thema des Buches sind die Doppelbegabungen, genauer gesagt die Komponistenschriftsteller in der deutschbaltischen Geistesgeschichte. Der lexikonartige chronologische Überblick von Helmut Scheunichen wird ergänzt durch einen 50-seitigen Anhang mit Textbeispielen. Ein bisher der Öffentlichkeit unbekannter Textkorpus unveröffentlichter deutschbaltischer Autobiografien wird von Maris Saagpakk erschlossen und erläutert. Es handelt sich um persönliche Erinnerungstexte, die die Umsiedlung aus dem Baltikum und die Flucht aus dem Warthegau dokumentieren sowie als eine Art schriftlicher Traumabewältigung – als „Verlust und Rückgewinnung im Wort“ (so der Aufsatztitel) – interpretiert werden.

Der dritte Teil des Buches ist der deutschen Literaturszene in St. Petersburg gewidmet – wiederum eine Erscheinung, die in der deutschen Literaturgeschichte bisher nicht berücksichtigt worden ist. In einem sehr ausführlichen, theoretisch fundierten Aufsatz von Ljuba Kirjuchina wird am Beispiel der zweihundertjährigen Geschichte der St. Petersburger deutschen Literatur gezeigt, welche Strukturen, Medien, Kommunikationsorte literarisches Leben benötigt, welche Beziehungen eine Minderheitenliteratur zum Herkunftsland und zum Wirkungsort pflegt, welche Identität sie aufbaut usw. Eine wertvolle Ergänzung zur deutschbaltischen Literaturgeschichte! Der letzte Aufsatz von Andreas Keller beschäftigt sich mit der Bedeutung von Friedrich Schiller für Russland, der dort nicht nur verehrt, gelesen und gespielt wurde, sondern eine geistige Revolution einleitete, deren Ausmaß und Tiefe bis heute zu spüren ist.

Wenngleich die Qualität und Aktualität der einzelnen Aufsätze schwankt, so leistet das Buch doch einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der deutschsprachigen Literatur im Baltikum und in St. Petersburg.

Tartu

Liina Lukas

Sharon Flatto: The Kabbalistic Culture of Eighteenth-Century Prague. Ezekiel Landau (the „Noda Biyehudah“) and his Contemporaries. Littman Library of Jewish Civilization. Oxford u.a. 2010. 268 S. ISBN 978-1-904113-39-3. (€ 40,99.)

Dieses Werk offenbart sofort seine Ambitionen: Das bisherige Bild des Oberrabbiners von Prag und Böhmen, Ezekiel Landau (1713-1793), soll korrigiert werden. Noch interessanter jedoch ist Sharon Flatto's faszinierender Einblick in die jüdische Kultur am Ende der Frühen Neuzeit. Ezekiel Landau, auch „Noda bi-Yehudah“ genannt, war der Letzte unter den bedeutenden Rabbinern der Prager Gemeinde. Er war es, der die Veränderung des traditionellen jüdischen Lebens, getragen von den Reformen Josephs II., zu einem Abschluss gebracht hat. Diese Phase, die ausschlaggebend für die jüdische Moderne gewesen ist, war gleichzeitig von innerem Druck und äußeren Zwängen geprägt, die dazu beitrugen, die rabbinische Autorität und das traditionelle Leben zu untergraben. Sie markierte das Ende jener Kontinuität, die das jüdische Leben während des Mittelalters ausgezeichnet hatte. Landau ist es gelungen, sowohl heftige Konflikte zu befrieden (insbesondere den berühmten Zwist zwischen Jacob Emden und Jonathan Eybeshutz über sabbatianische Amulette) als auch im Rahmen der josephinischen Reformen den Einzug der Juden in die Stadt zu leiten. Es ist das überlieferte Bild eines traditionellen, obgleich aufgeklärten Rabbiners, das F. neu bewerten will, indem sie die Verankerung seines Denkens im Universum der

Mystik sowie seine kabbalistischen Bezüge aufzeigt, deren Bedeutung, so behauptet sie, bislang vernachlässigt worden sei.

Das Buch setzt sich aus vier Teilen zusammen, wobei der erste aus einer umfassenden Einführung in die Prager Gemeinde besteht. Der zweite Teil behandelt die Kabbala und ihre zentrale Bedeutung bei Landau, der dritte die kabbalistischen „Schulen“, die sich in seinem Denken und seinen Arbeiten identifizieren lassen, der vierte seine Lehrkonzepte. Trotz ihrer Fokussierung auf Landau vernachlässigt F. den biografischen Ansatz: Sie interessiert sich – wie der Titel bereits andeutet – im Wesentlichen nur für eine Facette seiner komplexen Persönlichkeit: seine Beziehungen zu der Kabbala und der Mystik. Obwohl der Noda bi-Yehudah u.a. wegen seiner berühmt gewordenen Stellungnahmen gegen den kabbalistischen Einfluss auf seine Zeitgenossen in die Geschichte der Moderne eingegangen ist, will F. anhand von Zitaten belegen, dass er viele kabbalistische Rituale und Deutungen nicht nur verteidigt und gelehrt, sondern sogar weiter verbreitet habe, indem er sie als wahrer Kabbalist mehrfach hinter wiederholten Abstreitungen jeglicher Verwicklung in esoterische Fragen versteckt habe.

Jenseits der fundierten Recherche und der unzähligen Informationen, die das Buch über die jüdische Kultur und das Prager Rabbinat vermittelt, wirft seine Lektüre einige Fragen auf. Anstatt F.s Interpretationen Punkt für Punkt zu diskutieren, soll die Gelegenheit genutzt werden, anhand ihres Werkes danach zu fragen, auf welche Art und Weise heutzutage im Rahmen der Judaistik Geschichte geschrieben wird. Erstens: Wenn das Judentum als kulturelles System verstanden wird, ist es dann möglich, es isoliert zu studieren, ohne seine nicht-jüdische Umgebung zu berücksichtigen? Auf der anderen Seite lädt der kontroverse Inhalt des Buches dazu ein, über die Beziehung des Judentums zur Kabbala nachzudenken, oder anders gefragt: Welchen kulturellen Status hatte die Kabbala zu Zeiten des Rabbis Landau? Abschließend stellt sich die Frage, ob es sinnvoll ist, die damalige rabbinische Kultur mit den heutigen Kriterien, Abschottungen und Empfehlungen zu betrachten.

Hauptsächlich geleitet durch die Analyse von Predigten Noda bi-Yehudahs zeigt diese Studie eine thematische Gestaltung, die auf Datenrecherche basiert. Aus der Identifizierung von Schlagwörtern wie „tikkun“, „kavanna“, „sefirot“ oder „gilgul“ heraus entwickelt sich die Beweisführung. In dieser Terminologie klingt heutzutage zweifellos der eigene Wortschatz der Kabbala und ihrer Anhänger an. Im Kontext des 18. Jh. verweist sie jedoch auf eine Art weltbeschreibende grammatikalische Ausdrucksweise, die nicht ausschließlich rabbinisch, sondern ganz einfach jüdisch war.

Tatsächlich bildeten im 18. Jh. kulturelle und religiöse Kategorien eine Einheit, in der sich Theologie, Kosmografie und diverse Glaubensrichtungen verflochten und eine weit gefasste gesellschaftliche Verbindung, die ein ganzheitliches jüdisches Weltbild begründete, schufen. Die jüdische „Tradition“ ist also ein Ensemble, das aus verschiedenen Vorstellungen und Systemen entstanden und sowohl aus den zahlreichen Strömungen, die die jüdische Kultur durchflossen haben, als auch aus den Beiträgen, die im Laufe der Jahre von der nicht-jüdischen Umgebung eingebracht wurden, hervorgegangen ist. Diese bunte Mischung hat sich jenseits der Segmentierungen in „Schulen“ und „Strömungen“ erhalten, um zu einem Bestandteil der Tradition zu werden. Diese Tradition durchdrang den jüdischen sowie den rabbinischen Alltagsdiskurs, indem sie sich dem Wortschatz ihrer Epoche bediente, um sich an ihre Anhänger zu richten.

Eines der bemerkenswertesten Phänomene bei der Verbreitung der verschiedenen kabbalistischen Doktrinen in der Frühen Neuzeit ist die Art und Weise, in der Sprache und Kosmogonie voneinander durchdrungen wurden, indem ihre Bräuche in den Lebenszyklus und sämtliche Bereiche des Alltags eingedrungen sind. Man hat es sich, unter Bezug auf die Werke Gerschon Sholems, zur Gewohnheit gemacht, jede theurgische Handlung notwendigerweise als „kabbalistisch“ zu betrachten. Nun beruht aber die rituelle Handlung auf der Idee ihrer theurgischen Effizienz: Sie ist grundsätzlich performativ. Folglich wohnt der Rezitation eines Gebetes, dem Anlegen des Gebetsriemens, der Erfüllung eines Gebots stets eine theurgische Kraft inne. Man könnte auch sagen, dass die Moderne die jüdischen

Praktiken gerade wegen deren immer stärker werdender Nüchternheit ihrer theurgischen Attribute beeinflusst hat. Durch die Loslösung gewisser Rituale von ihrem performativen Sinn hat die Moderne diese inkonsistent werden lassen, und ihre Bräuche und Riten wurden unverständlich und sinnlos, galten nun als unnützer „Aberglauben“. Fremd gewordene und vermischt oder heterodox erscheinende Traditionen werden von den Forschern in den konzeptionellen Raum der „populären“ Religionen abgeschoben.

Man kann in dieser künstlichen Unterscheidung zwischen dem Glauben der „Eliten“ und dem der „Massen“ einen Beitrag jener Gelehrten erkennen, die ab dem 19. Jh. versuchten, die verschiedenen Eigenschaften des Glaubens zu definieren, rationalisieren und zu kategorisieren. Dieser Beitrag hatte zur Folge, dass religiöse Phänomene in ihrer Gesamtheit wahrgenommen wurden. Dennoch belegen die jüdischen Quellen, wie viele verschiedene Formen an Praktiken und Glaubensrichtungen in Ermangelung eines zentralen Kanons von den Gelehrten wie auch von den normalen Juden im Namen der „Tradition“ oder des „lokalen Brauchtums“ geteilt wurden – bis plötzlich die Orthodoxie auftauchte. So inadäquat eine solche Analysekategorie auch sein mag: Wenn man eine Form der Populärreligion im Judentum suchen sollte, dann wäre diese – in der Frühen Neuzeit – beherrscht von kabbalistischen Elementen, und es würde sich um rituelle Praktiken und regionale Erscheinungen handeln.

In diesem Sinne befindet sich F.s Darstellung vielleicht nicht dort, wo die Vf. sie anzusiedeln glaubt. Gewiss war Ezekiel Landau kein moderner Rabbiner im heutigen Sinne: Er glaubte tatsächlich an die Effizienz der – rabbinischen – Rituale sowie an solche, die im lokalen Prager Brauchtum Eingang gefunden hatten. Ebenso drückte er sich mit dem Wortschatz des Judentums seiner Zeit aus, geprägt von einer Kosmogonie, die sich den Zeitgenossen entzog. Allerdings verliert die Person Landaus, wenn sie erst einmal auf ihren bloßen kabbalistischen Charakter reduziert worden ist, ihr Format, was F.s Beweisführung beträchtlich abschwächt. Es wäre vermutlich geschickter, wenn nicht sogar überzeugender gewesen zu zeigen, wie er, der überzeugt von der Seelenwanderung war, Autopsien zulassen konnte! Oder wie er die Einberufung zur Wehrpflicht preisen konnte, während er doch seinen Anhängern predigte, weder die nächtliche Lesung (tikkun hatsot) noch die Befolgung des Sabbats zu vernachlässigen. Denn so präsent die kabbalistische Terminologie in den Texten Landaus auch ist, sie ist vorwiegend Ausdruck einer Epoche. Und genau an diesem Punkt lässt die Fragestellung des Werkes den Leser ratlos zurück. Denn man weiß schließlich nicht, ob ihre Reflexionen im Lichte der Quellen gereift sind, oder ob sie – im Gegenteil – mit den Quellen lediglich den Ausgangspunkt ihrer Überlegungen verdeutlicht hat

Daher zeigt das Werk von F. in hervorragender Weise, und wahrscheinlich unbeabsichtigt, mehr als die Verbundenheit des Rabbi Landau mit der Kabbala – nämlich zunächst, dass es eine Distanz gibt, die sich aus Furchtsamkeit eingestellt hat: zwischen dem, was man für die jüdische Kultur der Vergangenheit hält, und der heutigen jüdischen Kultur. Und schließlich zeigt dieses Buch die ganze Komplexität des Transformationsprozesses des Judentums, der – außer von vielen anderen – auch durch Ezekiel Landau angestoßen wurde.

Paris

Sylvie Anne Goldberg

Der genormte Blick aufs Fremde. Reiseführer in und über Ostmitteleuropa. Hrsg. von Rudolf Jaworski, Peter Oliver Loew und Christian Pletzing. (Veröffentlichungen des deutschen Polen-Instituts, Bd. 28; Veröffentlichungen der Academia Baltica, Bd. 1.) Harrassowitz. Wiesbaden 2011. 290 S., Ill. ISBN 978-3-447-06271-8. (€ 24,-.)

Anna de Berg: „Nach Galizien“. Entwicklung der Reiseliteratur am Beispiel der deutschsprachigen Reiseberichte vom 18. bis zum 21. Jahrhundert. (Gießener Arbeiten zur Neuen Deutschen Literatur und Literaturwissenschaft, Bd. 30.) Lang. Frankfurt am Main u.a. 2010. 203 S. ISBN 978-3-631-60445-8. (€ 43,80.)

Reisen kann bilden, aber jede/r Reisende hat bereits eine Vorbildung, wenn er/sie die Reise antritt. Wer sich auf eine Bildungs- oder Erholungsreise begibt, bereitet sich meist auf zweierlei Art vor: Der/die Reisende kann sich einen Reiseführer kaufen oder er/sie kann Bücher oder Artikel von Menschen lesen, die bereits vorher diese Reise unternommen und nach ihrer Rückkehr darüber berichtet haben. Während Reiseberichte bereits seit vielen Jahrzehnten als nützliche historische oder literaturwissenschaftliche Quelle erkannt und vor allem in der „Bildforschung“ (das Bild von ... in ...) untersucht werden, ist das Studium von Reiseführern noch in seinem Anfängen.

Anna de Berg analysiert ausgewählte deutschsprachige Reiseberichte aus etwas mehr als drei Jahrhunderten. Es handelt sich um Reisen nach Galizien und in die Bukowina, Gebiete, die heute den südwestlichen Teil der Ukraine ausmachen. B. ist Literaturwissenschaftlerin und beginnt mit einer kurzen Übersicht über die Entwicklung des Reiseberichts als literarische Gattung.

Im zweiten Teil analysiert sie in fünf Unterkapiteln einige der berühmtesten Beschreibungen von Galizien vor 1945. Für das 18. Jh. dienen Franz Kratters kritische Auseinandersetzung von 1786 vor allem mit Lemberg und Alphons Heinrich Traunpars Replik sowie Balthasar Hacquets mehr landeskundliche Beschreibung als Beispiele. Kratter und Traunpar waren keine klassischen Reisenden: Beide kamen zwar von außerhalb, arbeiteten aber kürzer (Kratter) oder länger (Traunpar) in Lemberg. Kratter übt vehemente Kritik an den Zuständen im Königreich Galizien und Lodomerien, lässt kein gutes Haar am polnischen Adel und an der Geistlichkeit, macht sich über die Lemberger Universitätsprofessoren lustig und setzt sich mit aufklärerischem Impetus mit dem Elend der jüdischen Bevölkerung auseinander. Kratter hält die Juden zwar für einen Fremdkörper und gibt ihnen und dem Adel die Hauptschuld an der ökonomischen und kulturellen „Rückständigkeit“ des Landes. Doch glaubt Kratter, dass die Ansiedlung der Juden als Bauern sie in kurzer Zeit in produktive Mitglieder einer wohlgeordneten Gesellschaft verwandeln würde. Kratters literarische Fähigkeiten und witzige Anekdoten machten sein Buch zu einem Publikumserfolg, während Traunpars Verteidigung des polnischen Adels – auch wegen seiner geringeren Eloquenz – nur wenig Resonanz fand.

Kratter hat mit seinem Werk die Wahrnehmung Galiziens im 19. und 20. Jh. geprägt. Rückständigkeit und galizisches Elend, die Verderbtheit und der Nichtsnutz des polnischen Adels sowie die jüdische Bevölkerung als Fremdkörper und Modernisierungsbremse tauchen als Topoi immer wieder in Berichten zu Galizien auf. So setzt Karl Emil Franzos, der Missionar deutscher Kultur in Osteuropa, die negative Darstellung des polnischen Adels ebenso fort wie die Auseinandersetzung mit galizischer Rückständigkeit und der Notwendigkeit, die Lebensverhältnisse der jüdischen Bevölkerung zu ändern. Für ihn ist die Annahme deutschen Geistes das Allheilmittel für Galizien und seine Heimat, die Bukowina. Zum Schluss dieses Abschnitts geht B. auf die Reisen zweier berühmter Schriftsteller – Alfred Döblin und Joseph Roth – ein, die Lemberg im Jahre 1924 besuchten.

Im nächsten Hauptteil untersucht B. Reisen nach Galizien seit den 1980er Jahren, über die in Aufsätzen oder Büchern berichtet wurden. Eine Sonderstellung nimmt Martin Pollacks *Nach Galizien* aus dem Jahre 1984 ein. Pollack hat diese Reise bekanntermaßen nie unternommen. Die fiktive Reise findet irgendwann vor dem Ersten Weltkrieg statt und Pollack hat dazu Material aus zeitgenössischen Reiseführern, Bahnfahrplänen, Zeitungen, Reiseliteratur und schöner Literatur verwendet und auf höchst originelle und literarisch anspruchsvolle Weise verarbeitet. Pollack hat damit den Galizienboom gestartet, der bis heute anhält. Bei allen Darstellungen geht es auch um den Anspruch der Authentizität, den jede/r Autor/in erhebt. Die Diskussion dieses Authentizitätsanspruchs ist ein weiteres Leitmotiv der Studie. B. vergleicht die Berichte über einzelne besuchte Orte und diskutiert beispielsweise Verena Dohrns Lemberg mit dem von Karl Schlögel oder Roswitha Schieb. Sie setzt sich kritisch mit den literarischen Stilen der einzelnen Autor/inn/en, ihren sachlichen Fehlern, ihrer Verwendung von Klischees und Stereotypen auseinander. B. zeigt, wie sehr das Wissen um den Holocaust die Wahrnehmung der Reisenden geprägt hat. Vie-

le Autoren sind fast ausschließlich an den jüdischen Spuren interessiert und interessieren sich nur wenig für die polnische und gar ukrainische Geschichte. Allenfalls die sowjetische oder ukrainische Gegenwart wird als – in der Regel – negative Folie zum konstruierten galizischen Arkadien vor 1939 oder gar vor 1914 dargestellt. Dieser Teil der Arbeit ist interessant zu lesen, wirkt aber etwas redundant und erweckt bisweilen den Eindruck eines Kompendiums von Einzelrezensionen. Im ersten Teil ihrer Arbeit, der den Zeitraum vom 18. bis zum frühen 20. Jh. umfasst, stützt sich die Vf. weitgehend auf bereits vorliegende Auseinandersetzungen mit der Galizienliteratur. Dagegen wurde die jüngste Reiseliteratur zu Galizien bislang noch nicht so ausführlich analysiert. Hier werden auch Spezialisten einiges Neues erfahren können.

Das zweite vorzustellende Buch ist auf den ersten Blick einer der vielen überflüssigen Konferenzbände, die jedes Jahr in Deutschland erscheinen. Doch dieser Eindruck trügt. Die von den Historikern Rudolf Jaworski, Peter Oliver Loew und Christian Pletzing herausgegebene Band lohnt die Lektüre. Der Band enthält siebzehn, zum Teil glänzend geschriebene (oder von Loew aus dem Polnischen übersetzte) Beiträge und einen Kommentar. Das Werk setzt sich mit Reiseführern zu Ostmitteleuropa als historischer Quelle auseinander. Die Aufsätze sind nicht – wie sonst üblich – im Umfang vervielfachte Fassungen der Vorträge, sondern relativ kurze und pointierte Essays, die nur mit den unbedingt notwendigen Fußnoten versehen sind. Einigen Beiträgen merkt man – nicht zu ihrem Nachteil – den Vortragscharakter an. Der Band vereint Historiker/innen, die Reiseführer analysieren, Reisebuchautor/inn/en und Lektoren, die sich kritisch mit eigenen oder fremden Werken auseinandersetzen und einen Einblick in die Praxis des Reisebuchmarktes geben.

Nach einer kurzen Einführung der Hrsg. setzt sich Loew auf witzige Art und Weise mit unseren Vorstellungen von (Ost-)Mitteleuropa auseinander. Es folgen drei Aufsätze, die sich mit Reisen im späten 18. Jh. nach Italien und Polen (Bernhard Struck), der Entstehung von Reiseführern im 19. Jh. (Susanne Müller) und der Bedeutung von Reiseführern bei der Konstituierung des Eigenen und Fremden (Nicolai Scherle) auseinandersetzen. Die folgenden fünf Beiträge untersuchen historische Reiseführer zu Ostmitteleuropa. Maciej Janowski zeigt am Beispiel von Baedeker-Reiseführern, wie sich seit den 1880er Jahren das, was als sehenswert galt, änderte und wie Räume wahrgenommen wurden. Martina Thomsen hat sich die Grieben-Reiseführer zu Prag, Budapest und Wien zwischen 1938 und 1945 vorgenommen und demonstriert, wie stark das politische Interesse des nationalsozialistischen Deutschland in diese Führer Eingang gefunden hat. Hubert Orłowski diskutiert den Umgang mit dem Polnischen in Reiseführern zu Posen zwischen den 1880er Jahren und dem Zweiten Weltkrieg, während Marta Koworko polnische und litauische Wilna-Führer nach 1990 analysiert. Den Abschluss der historischen Beiträge bildet Iris Engelmanns Analyse zum Umgang deutscher und polnischer Führer (erschieden zwischen 1919 und 2005) mit der Geschichte und den Sehenswürdigkeiten Danzigs.

Die folgenden fünf Beiträge beschäftigen sich mit Reiseführern in der Gegenwart. Diese Aufsätze stammen meist von Autor/inn/en, die selbst Reiseführer verfasst haben. Andreas Fülberth analysiert die – Erwartungshaltungen der Leserschaft bedienenden – negativen Bewertungen sowjetzeitlicher Bauten in Baltikum-Reiseführern, während Jerzy Kałużny deutsche und sowjetisch-russische Tourismusliteratur zu Königsberg (Kaliningrad) vergleicht. Anna Kochanowska-Nieborak und Tomasz Torbus zeigen, wie sehr negative Polen-Stereotype auch in neuen Reiseführern verbreitet sind, und Torbus macht darüber hinaus deutlich, welche Rolle Abbildungen in solchen Führern spielen. Małgorzata Omilanowska geht schließlich auf den Trend ein, immer weniger Text und immer mehr visuelle Quellen in Reiseführern zu benutzen. Ein wenig aus dem Rahmen fällt der Essay von Przemysław Czaplinski, der sich kritisch mit Mitteleuropakonzepten auseinandersetzt. Die beiden letzten Beiträge beschäftigen sich mit den neuen Medien und beschreiben die Bereitstellung von Reiseinformationen im Zeitalter von Internet und GPS-Systemen. Piotr Kuroczyński stellt vor, wie seine Studentengruppe sich mit Hilfe von

Geocaching Breslau erschlossen hat, während Markus Etz und Simon Templer die Rolle von Smartphones als Reisebegleiter vorstellen.

Abgerundet wird der Band durch einen Kommentar von Hinnerk Dreppenstedt, der den Reiseführermarkt aus der Sicht eines Lektors beschreibt. Er weist darauf hin, dass für die Käufer/innen von Reiseführern der Name des Autors/der Autorin in der Regel keine Rolle spiele, sondern der Verlag und die Reihe maßgebend für die Kaufentscheidung seien. Diese Feststellung verweist auch auf die einzige Schwäche des Bandes. Mit einer Ausnahme gehen die Beiträge nicht auf die Autor/inn/en von Reiseführern ein. Das macht zwar durchaus Sinn im Rahmen einer Diskursanalyse, aber bei einer historischen Quellenauswertung sollte doch – wenigstens ab und zu – die Frage nach dem „Wer?“ gestellt werden. Dieses Manko stellt aber den Wert dieses Bandes nicht in Frage. Den Hrsg. ist es gelungen einen Sammelband zusammenzustellen, der vielseitig ist und zugleich einen roten Faden hat. Die Beiträge sind durchweg originell, und wer sich mit Stereotypen und Tourismus in Osteuropa beschäftigt, wird an diesem Band nicht vorbei kommen.

Coventry

Christoph Mick

Zwischen Glaube und Nation? Beiträge zur Religionsgeschichte Ostmitteleuropas im langen 19. Jahrhundert. Hrsg. von Markus Krzowska. (Polonica-Germanica, Bd. 6.) Meidenbauer. München 2011. 171 S. ISBN 978-3-89975-250-2. (€ 26,90.)

Der vorliegende Tagungsband zur Religionsgeschichte Ostmitteleuropas im 19. Jh. bezieht sich mit seinem Titel „Zwischen Glaube und Nation?“ auf die Auseinandersetzung in der Geschichtswissenschaft zum 19. Jh. als „Zweitem konfessionellen Zeitalter“. Diese zuerst von Olaf Blaschke vertretene, in der Historiografie Ostmitteleuropas insbesondere von Martin Schulze Wessel unter Verweis auf die Gebundenheit des Religiösen, etwa im nationalen Kontext, stark modifizierte These bildet für die Autorinnen und Autoren den Rahmen ihrer Studien.

Hans-Jürgen Bömelburg betont in seinem Einführungsbeitrag die Komplementarität moderner Vergemeinschaftungs- und Formierungsprozesse im religiösen und nationalen Bereich. Diese ergänzende Perspektive zum *nation-building* bringt er auf den Begriff der Kirchenwerdung, des *church-building*. Am Katholizismus in Polen zeigt B. den Einfluss von Marienfrömmigkeit und Herz-Jesu-Kult auf die Herausbildung einer eigenen Volkskirchentradition und einer katholisch imprägnierten nationalen Identität. Deutsch-lutherische volkscirchliche Bemühungen in den baltischen Provinzen machen demgegenüber die Abhängigkeit von sozialen und ethnischen Zusammenhängen deutlich. Gesellschaft und Kirche waren hier viel zu sehr ständisch-hierarchisch geprägt, als dass eine übernationale „Volkskirche“ hätte entstehen können. Die ethnische Aufspaltung der protestantischen Kirche nach dem Ersten Weltkrieg gründete daher nicht nur in einem anwachsenden Nationalismus. Auch das exkludierende Profil einzelner Religionsgemeinschaften habe in der konfessionellen Gemengelage Ostmitteleuropas Konflikte gefördert.

Anja Wilhelmi und Ragna Boden gehen in ihren Beiträgen auf das Verhältnis von Religion und Religiosität sowie Familie und Gender in den deutschbaltischen Provinzen ein. W. zeigt den Einfluss, den das ständische Gesellschaftsmodell auf die Religionsausübung hatte. Ort für die religiöse Wissensvermittlung, Religiosität und Frömmigkeit war das familiäre Zuhause. Kirchgänge waren verpönt, machten sie doch den Kontakt zu den „niederer“ Schichten notwendig. Die Rollen bei der Religionsausübung in den Familien waren geschlechtsspezifisch verteilt. War der Vater für Bibellektüre und damit religiöse Wissensvermittlung zuständig, begleitete die Mutter die Kinder bei Andacht und Gebet. Aufgrund dieser Rollenmuster könne von einem Verlust männlicher Dominanz bei der Religionsausübung, wie er verschiedentlich für Westeuropa konstatiert worden ist, nicht die Rede sein. Dass wiederum der religiöse Diskurs nicht auf ein bestimmtes Gendermodell festgelegt war, weist B. am Beispiel der Diskussionen unter den Deutschbalten über die Erwerbstätigkeit der Frau nach. Sie knüpft an die Religionssoziologie von Talcott Parsons

an, der Religionen sowohl ein kulturerhaltendes als auch ein gesellschaftsveränderndes Potenzial zuspricht. B. zeigt, dass mit der konservativen, wortlautgetreuen Lesart der Bibel, wonach die Frau gegenüber dem Mann eine untergeordnete, lediglich dienende Funktion habe, eine Rechtfertigung von weiblicher Erwerbstätigkeit aus dem Geist der protestantischen Ethik konkurrierte. Auch bei einer positiven Einstellung zur Frauenarbeit stand allerdings deren (Mehr-)Wert für die Familie im Vordergrund und nicht – anders etwa als bei der Frauenbewegung in der Tschechoslowakei – die Gleichheit der Geschlechter.

Sebastian Rimstad greift das Thema des Tagungsbands anhand der Konversionswellen zur Russisch-Orthodoxen Kirche sowohl in den Ostseeprovinzen und Nordwestprovinzen auf. Soziale Missstände führten Mitte des 19. Jh. in den Ostseeprovinzen zu einer Konversionswelle von der Lutherischen hin zur Russisch-Orthodoxen Kirche. Trotz der ursprünglichen Privilegien der Lutherischen Kirche wurden die unkontrollierten Konversionen nun als Mittel zur Russifizierung eingesetzt. In den Nordwestprovinzen wurde die Russifizierung durch Konversion sogar behördlich forciert. Dies führte allerdings zu einer Stärkung des Katholizismus und polnischen Nationalbewusstseins. Obwohl die Religions- und Nationalpolitik von den weltlichen Behörden ausgegangen war, schadete deren Illiberalität vor allem dem Ansehen der russischen Orthodoxie.

Der preußische Staat verfolgte in seinen östlichen Landesteilen ebenfalls eine Politik der Nationalisierung. Als Teil dieser Germanisierungspolitik in der Provinz Posen bewertet Stefan Dyroff in seinem Beitrag den protestantischen Kirchenbau, den Preußen über Bauaufsicht und Finanzierungszuschüsse wesentlich förderte. Die architektonische Motivik der protestantischen Kirche lässt demgegenüber kein vorrangliches Interesse am Nationalitätenkampf erkennen, sondern eher das Ziel, einen eigenen modernen konfessionellen Stil zu entwickeln. Unterstützt von preußischen Baubeamten wurde die Provinz Posen nach 1900 daher verstärkt zum Experimentierfeld neuer Ausdrucksformen.

Als Experiment ganz anderer Art zeichnet Marlene Klatt die von Berlin ausgehende, nach Osteuropa hineinwirkende jüdische Aufklärung nach. Die Vf. widerspricht in ihrem Beitrag zunächst der These, Städte in Nordostmitteleuropa wie Warschau, Wilna oder Königsberg seien Zentren der jüdischen Aufklärung gewesen. Anders als in Westeuropa sahen sich die jüdischen Aufklärer hier einem überaus diversifizierten religiösen Feld gegenüber, das von der Orthodoxie bis hin zu Mystik und Messianismus reichte. Letztlich konnte sich die Haskala nicht behaupten, auch weil die jeweilige staatliche Gesetzgebung den rechtlichen Sonderstatus der Juden länger als anderswo aufrechterhielt. Religion und Nation gehen auch für K. eine komplementäre Verbindung ein, wenn sie darauf hinweist, dass die Haskala manche der späteren politischen Formationen des osteuropäischen Judentums, welche sich um die Anerkennung als Nationalität bemühten, wesentlich prägte.

Eine transnationale und interkonfessionelle Herangehensweise verfolgt Ewelina Sokolowska. In ihrem Forschungsbericht geht sie unter anderem auf die Verankerung von ermländischen Bauernvereinen, die konfessionsunabhängig organisiert waren, in der katholischen Soziallehre ein. Der abschließende Beitrag von Jochen Enders widmet sich der wichtigsten Zeitschrift der polnischen Freidenker, *Mysł Niepodległa*, die ein liberales und antiklerikales, aber nicht notwendigerweise religionsfeindliches Programm verfolgte. Mit den Freidenkern ging insbesondere die polnische Arbeiterschaft eine Allianz ein.

Die Beiträge der überwiegend jüngeren Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler machen das Potenzial des zugrunde gelegten Forschungsansatzes deutlich, Religion und Nation stärker zueinander in Beziehung zu setzen. Allerdings werden die möglichen Querverbindungen von Religion und Religiosität zu modernen Nationalisierungsprozessen nicht von allen Autoren ausgeschöpft. Interessanterweise verweist der Band indirekt noch zusätzlich auf einen Aspekt, der von den Autoren fast durchgehend als wichtiger historischer Faktor berührt wird, jedoch noch eine größere konzeptionelle Aufmerksamkeit verdient: die Bedeutung der sozialen Frage für die verflochtene Geschichte von Religion und Nationalismus.

München

Jana Osterkamp

Gertraud Marinelli-König: Die böhmischen Länder in den Wiener Zeitschriften und Almanachen des Vormärz (1805-1848). Tschechische nationale Wiedergeburt, Kultur- und Landeskunde von Böhmen, Mähren und Schlesien, kulturelle Beziehungen zu Wien. Bd. 1. (Sitzungsberichte der Philosophisch-Historischen Klasse, Bd. 801; Veröffentlichungen zur Literaturwissenschaft, Bd. 28.) Verl. d. Österreichischen Akademie d. Wissenschaften. Wien 2011. XLVIII, 1027 S. ISBN 978-3-7001-6551-4. (€ 140,-.)

Günther Wytrzens (1922-1991) hat 1982 das Projekt zur Erschließung der in den Wiener „nicht politischen“ Unterhaltungsblättern und gelehrten Zeitschriften zwischen 1800 und 1848 enthaltenen Beiträge und Informationen mit Bezug auf die slawischen Völker initiiert. Nach den ebenfalls von ihr bearbeiteten Bänden *Polen und Ruthenen* (1992), *Die Südslaven* (1994), *Rußland* (1998) und *Oberungarn (Slowakei)* (2004) legt Gertraud Marinelli-König jetzt den mit der gewohnten Solidität bearbeiteten ersten Teilband zu den böhmischen Ländern vor. Die böhmischen Länder waren besonders eng mit Wien als Zentrum der Monarchie verbunden, was die Bearbeiterin zur „Ausgangslage“ in der Einleitung instruktiv darlegt (S. XI-XXV). Die Menge des Materials erfordert die Aufteilung auf vier Teilbände und einen Registerband.

61 in Wien herausgegebene Zeitschriften unterschiedlichster Thematik von Theater- und Musikperiodika bis zur Unterhaltungspresse wurden für die Jahre 1801 bis 1848, also über den Vormärz im engeren Sinne hinaus, ausgewertet (S. XXXIII-XXXIX sowie die Tabelle nach S. L). Der jetzt vorliegende erste Teilband dokumentiert die Hinweise und Erwähnungen auf „Literatur und Schrifttum“: Insbesondere tschechisch- und deutschsprachige Autoren aus den böhmischen Ländern im Bereich der Belletristik (einschließlich Übersetzungen und „böhmische Stoffe“, S. 1-855), Literaturkritik und -geschichte, Zeitungen und Zeitschriften, Bibliografien, Lexika sowie Buchproduktion und -vertrieb sind die Themenkomplexe, denen die Fundstellen jeweils chronologisch zugeordnet werden. Selbst kurze Notizen werden erfasst, bibliografisch dokumentiert und zum Teil im Text oder als Zusammenfassung wiedergegeben; bibliografische Daten erwähnter oder behandelter Titel hat M.-K. ebenfalls ermittelt. Erwähnungen immer noch bekannter deutschsprachiger und tschechischer Autoren von František Ladislav Čelakovský, Karl Egon Ebert, Ludwig August Frankl, Wolfgang Adolf Gerle, Josef Jungmann, Siegfried Kapper, Antonín Jaroslav Puchmajer, Pavel Jozef Šafařík oder Adalbert Stifter werden ebenso dokumentiert wie solche heute unbekannter Autoren, unter den „Anonyma“ werden die Erwähnungen der Köninghofer und der Grünberger Handschrift (S. 682-693) besonderes Interesse finden.

Der kulturwissenschaftliche, literaturwissenschaftliche und komparatistische Ansatz der Auswertung hat sich bewährt (vgl. den Hinweis zur „Methodik“, S. XXVII-XXX). Im Ergebnis liegt eine einzigartige Quellensammlung zur deutschen und tschechischen Literatur und ihrer zeitgenössischen Rezeption, zur Geschichte des Buchwesens und zur Kulturgeschichte in einem breiten, die Volkskunde einbeziehenden Spektrum vor, die für sich schon – auch ohne den Registerband – ein Nachschlagewerk und zumindest für Kultur- und Literaturhistoriker eine anregende Lektüre darstellt.

Besonderen Wert gewinnt dieser Findbehelf dadurch, dass ein Teil der ausgewerteten Periodika digital über den virtuellen Zeitungslesesaal der Österreichischen Nationalbibliothek im Internet verfügbar ist. Dieser Band erscheint als erster der Reihe zugleich als Online-Edition. Man würde heute ein solches Repertorium sicherlich als Datenbank anlegen. Die Buchform ermöglicht andere Zugänge zum und Zugriffe auf das Material als eine Datenbank, so dass sich beide Formen im Idealfall wesentlich ergänzen. Wichtig und sinnvoll ist es in jedem Fall, das Buchprojekt als solches in einem absehbaren Zeitrahmen abzuschließen. Der Vf. und der Österreichischen Akademie der Wissenschaften ist dafür zu danken, dass sie dieses Langzeitprojekt weiterführen, das wesentliche neue Einsichten in das kulturelle Leben der böhmischen Länder und des deutschen Sprachraums in der ersten Hälfte des 19. Jh. aus der Wiener Perspektive ermöglicht.

Viersen

Wolfgang Kessler

Cajtsryft. Časopis dlja dasledvannja jaurčejkskaj historyi, demahrafii i ekanomiki, litaratury, movy i etnahrafii. Tom 6 (1). / Caitšrift. Žurnal po izučeniju evrejskoj istorii, demografii i ekonomiki, literatury, jazyka i etnografii. Tom 6 (1). [Tsajtšrift. Zeitschrift für Studien der jüdischen Geschichte, Demografie und Wirtschaft, Literatur, Sprache und Ethnografie. Bd. 6 (1).] Eurapejski Humanitarny Universitet. Minsk – Vil'njus 2011. 213 S.

2011 erschien am Zentrum für Studien der Geschichte und Kultur der Juden in Belarus der Humanistischen Universität Vilnius das Jahrbuch *Tsaytšrift*, das an die lange Tradition jüdischer Studien in Belarus anknüpft und diese fortsetzen will. Die gleichnamige Vorgängerzeitschrift wurde von 1926 bis 1931 von der jüdischen Abteilung des Instituts der belarussischen Kultur in Minsk in jiddischer Sprache herausgegeben. Nach genau 80 Jahren ist nun die sechste Ausgabe der *Tsaytšrift* erschienen, diesmal mit Beiträgen in russischer, belarussischer und englischer Sprache sowie einem Artikel in Jiddisch. Die Autoren sind Wissenschaftler aus acht Ländern. Die Redaktion will ein Forum für interdisziplinäre Arbeiten und Diskussionen zu jüdischer Geschichte und Kultur insbesondere in Ost- und Südosteuropa, aber auch in Israel und USA bieten. Dieser Anspruch spiegelt sich in den Beiträgen der vorliegenden Ausgabe wider.

Olga Sobolevskaja betrachtet auf Grundlage zeitgenössischer Quellen die wirtschaftliche Tätigkeit der Juden auf den belarussischen Landgütern der Familie Radziwiłł (Radvila) im 18. und frühen 19. Jh. Dabei stellt sie verschiedene Tätigkeitsfelder von Juden dar und widerlegt auch einige jüdenfeindliche Vorurteile aus dem ökonomischen Bereich – wie z.B. die Ausbeutung durch Wucherer. Die Entwicklung der städtischen Struktur und der sozialen Topografie angesichts der anwachsenden jüdischen Stadtbevölkerung am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jh. zeigt Ina Sorkina am Beispiel des Hauptplatzes in Grodno.

Die Bedeutung akademischer Einflüsse und des geistigen Austausches zwischen dem östlichen und dem westlichen Europa wird in zwei Beiträgen deutlich: Ilja Barkusky schildert die vom russischen Bildungsminister Sergej Uvarov eingeleiteten Reformen des jüdischen Bildungswesens zum Zwecke der Assimilation in der ersten Hälfte des 19. Jh. Diesen setzt er das Modell des bayerischen Juden Max Lilienthal gegenüber, der auf Einladung der Gemeinde in Riga die Leitung der jüdischen Schule übernahm und sich mit Uvarov über die Reformen des jüdischen Lebens austauschte. Johannes Wiggering zeichnet die beeindruckende akademische Laufbahn des weißrussischen Judaisten und Religionswissenschaftlers Lazar Gulkowitsch aus dem kleinen Dorf Tsirin in der Nähe von Baranavičy bis zu seiner Habilitation an der Universität Leipzig nach. Im August 1932 wurde er mit 33 Jahren zum außerplanmäßigen Professor berufen, doch seiner Karriere in Deutschland setzte die nationalsozialistische Machtergreifung ein Ende. Ab Herbst 1933 lehrte er an der estnischen Universität Tartu und war in den folgenden Jahren Gastdozent in Schweden, Großbritannien und in den USA. Nach der sowjetischen Besetzung Estlands 1940 wurde Gulkowitsch von seinem Posten entlassen. Nach der deutschen Okkupation von Tartu im Juli 1941 wurde er mit seiner Familie Opfer der Shoah.

Obwohl die Mehrheit der belarussischen Juden bis Ende 1942 der deutschen Vernichtungspolitik zum Opfer gefallen war, wurde die antisemitische Propaganda in Belarus bis zum Ende der deutschen Besatzung fortgesetzt, wie es Alexander Friedman am Beispiel der deutschen antisemitischen Filme *Jud Süß* und *Die Rotschilids* dokumentiert. Die Filme wurden mit russischen Untertiteln 1943 und 1944 nicht nur an mehreren Orten in Belarus ausgestrahlt, sondern auch mit propagandistischen Beiträgen in den regionalen Ausgaben der größten russischsprachigen Zeitung *Novyj Put'* begleitet, die unter deutscher Kontrolle stand.

Zina J. Gimpelevich untersucht in ihrem Beitrag das Bild der Juden in der Militärprosa des bedeutendsten belarussischen Schriftstellers Vasil' Bykaŭ und kommt hauptsächlich zu dem Ergebnis, dass Bykaŭ seine jüdischen Protagonisten weder als überwiegend negativ noch als überwiegend positiv darstellte. Juden sind vielmehr – unabhängig von ihrer religiösen oder ethnischen Unabhängigkeit – wie seine anderen Charaktere auch

gewöhnliche Menschen, sie haben ihre Stärken und Schwächen und immer auch eine Wahlmöglichkeit in ihrem Handeln. Und sie sind ein selbstverständlicher Teil der belarussischen Gesellschaft. Das häufige Auftreten von sowjetischen Juden in Werken von Bykaŭ war zum einen für die sowjetische Literatur neuartig. Zum anderen war es vor dem Hintergrund des staatlichen Antisemitismus in der Sowjetunion der Nachkriegszeit sowie in der sowjetischen Erinnerungskultur, die Juden keinen Platz als eine besondere Opfergruppe des Holocausts einräumte, sondern sie vielmehr im Kontext der gesamten sowjetischen Kriegsoffer betrachtete, politisch hoch brisant. Anzumerken ist allerdings, dass die Autorin unreflektiert die Aussage des russischen Journalisten Aleksandr Stupnikov zitiert, Belarus sei das einzige Land in Osteuropa gewesen, wo die Nationalsozialisten unfähig waren, die einheimische Bevölkerung zur Beteiligung an antijüdischen Maßnahmen zu bewegen. Dass ein Teil der Bevölkerung in den besetzten osteuropäischen Gebieten sich zum Teil freiwillig, zum Teil erzwungenermaßen an den Maßnahmen der deutschen Besatzung beteiligt hat, steht in neueren Arbeiten außer Frage.¹

Weitere Beiträge seien hier nur noch kurz genannt: Moshe Goncharok dokumentiert die anarchistischen Ideen in den Werken führender jüdischer Denker. Maryna Vorotnjuk analysiert den aktuellen Stand der türkisch-israelischen Beziehungen. Vilma Gradinskaitė zeichnet die Geschichte der jüdischen Museen in Litauen und das Schicksal der zahlreichen bedeutenden Bestände jüdischer Kultur während des kriegs- und krisenreichen 20. Jh. nach.

Anschließend an die Artikel ist in der Rubrik „Dokumente“ die Ernennung von Huseyn Fakhri-bek al-Khalidi zum Obersten Beschützer der Heiligen Stätten unter jordanischer Hoheit vom 15. April 1951 als Faksimile und in russischer Übersetzung abgedruckt. Aus der anschließenden kurzen Vorstellung der Person al-Khalidis erschließt sich leider nicht die Auswahl und die besondere Bedeutung dieses Dokuments. Nach dem Rezensionsteil folgt die Zusammenstellung der Beiträge aus den früheren fünf Nummern der *Tsaytshrift*, die dem Leser einen Einblick in die Thematik der Vorgängerzeitschrift ermöglichen.

Mit der neuen *Tsaytshrift* liegt ein vielseitiges, interessantes und thematisch bedeutendes Jahrbuch zur jüdischen Kultur und Geschichte vor, das für das gesamte Osteuropa von zentraler Bedeutung ist. Deswegen ist der Zeitschrift eine breite Rezeption innerhalb und außerhalb von Belarus sowie ein regelmäßiges und vor allem langfristiges Erscheinen zu wünschen.

Berlin

Svetlana Burmistr

¹ LEONID REIN: *The Kings and the Pawns. Collaboration in Byelorussia During World War II*, New York u.a. 2011.

Lajos Thallóczy, der Historiker und Politiker. Die Entdeckung der Vergangenheit von Bosnien-Herzegowina und die moderne Geschichtswissenschaft. Hrsg. von Dževad Južbašić und Imre Ress. Ungarische Akademie der Wissenschaften, Institut für Geschichte – Akademie der Wissenschaften und Künste von Bosnien-Herzegowina. Budapest – Sarajevo 2010. 262 S., Ill. ISBN 978-963-9627-37-6.

Lajos Thallóczy reiht sich in jene Riege ungarischer Politiker und Diplomaten ein, die im Rahmen des österreichisch-ungarischen Ausgleichs zwischen 1867 und 1918 gewirkt haben. Geboren wurde er laut des Ungarischen Biografischen Lexikons¹ 1856 in Buda, doch zeigt der den vorliegenden Band abschließende Beitrag von Imre Ress, dass es selbst diese simple erscheinenden Angaben, obwohl er aus einer Beamtenfamilie stammte, zu hinterfragen gilt. Seiner Herkunft als Ungarndeutscher, geboren als Ludwig Strommer,

¹ <http://mek.niif.hu/00300/00355/html/index.html> (7.02.2012).

und seiner Karriere, ausgehend von seiner Tätigkeit als Archivar im Ungarischen Staatsarchiv, widmet sich der Beitrag Horst Haselsteiners.

In 18 Beiträgen geht der Sammelband den einzelnen Facetten von Thallóczy's Wirken nach. Die Auswahl der Autoren stellt sicher, dass er unter Zuhilfenahme von Quellenmaterial in unterschiedlichen Sprachen (vor allem Deutsch, Ungarisch, „Serbokroatisch“) gerade auch in seinem grenzüberschreitenden Wesen – d.h. innerhalb der Donaumonarchie – gewürdigt wird. Unter den Autoren finden sich zahlreiche renommierte „Mittel-europa“- und Südosteuropahistoriker ebenso wie jüngere Postdoktoranden. Unter den Herausgebern muss vor allem auf die Vorarbeiten von Ress zu multiplen Identitäten und Nationsbildung² hingewiesen werden. Zweifelsohne sind auch Thallóczy's eigene Biografie und sein Wirken unter diesem Aspekt zu verstehen.

Nach seinen beruflichen Anfängen als Archivar setzte sich Thallóczy's Karriere im gemeinsamen Finanzministerium (zuständig auch für das besetzte Bosnien-Herzegowina) fort, wo er von Minister Beni Kállay gefördert wurde. Im Rahmen seiner Tätigkeit in diesem Ressort entstand der Großteil seines späteren Lebenswerks. Seine Verwaltungstätigkeit, die auch die Ausarbeitung umfangreicherer Studien zum Okkupationsgebiet beinhaltete, ergänzte er durch historische Studien. Bei seinen Zeitgenossen wurde er monarchieweit letztlich für dieses Œuvre bekannt. Es ist somit gerechtfertigt, wenn im Titel von „Entdeckung“ die Rede ist, da Thallóczy einer der Wenigen und Ersten war, die zu dieser Zeit über dieses Thema systematisch und unter Zuhilfenahme von Quellenmaterial arbeiteten und für ein breiteres Publikum publizierten.³ Seinem Schriftgut über südosteuropäische Geschichte, aber insbesondere über Bosnien und die Herzegowina, widmen sich mehrere Beiträge (beispielsweise der Beitrag Salmedin Mesihovičs zu den Untersuchungen des Begriffs „Bosna“).

Thallóczy's Interessengebiete und seine inhaltlichen Argumente zeigen deutlich, dass sie in den vorherrschenden ungarischen Diskurs perfekt hineinpassten. Thallóczy wurde zeitlebens ja nicht nur als Beamter und Wissenschaftler angesehen, sondern von vielen als Ungar wahrgenommen. Sein Interesse an südosteuropäischer Geschichte, insbesondere des Okkupationsgebiets, verknüpfte Thallóczy in einer Reihe von Arbeiten mit der ungarischen Geschichte. Es ist wohl kein Zufall, dass sein späterer Vorgesetzter, Kállay, nur wenige Jahre vor Thallóczy's Arbeitsbeginn in Wien in einer Rede in der Ungarischen Akademie das Thema „Ungarn an den Grenzen des Orients und des Occidents“ wählte. Kállay holte dabei weit aus, begann in der Antike, um letztlich mit dem Resümee zu enden, dass Ungarn wohl jene europäische Nation sei, die den Orient, inklusive des Balkanraums, am besten zu verstehen geeignet wäre.⁴ Und so gilt es Sämtliches, worüber Thallóczy schrieb, stets mit der politischen und wissenschaftlichen Landschaft Ungarns zu verknüpfen – in dieser Lesart werfen einige der Beiträge in dem Sammelband ein erhellendes Licht auf die Selbstständigkeit von Ungarns Politik in der k.u.k. Monarchie und dessen Magyarisierungsbestrebungen.

Doch generell gilt: Wer sich mit österreichisch-ungarischer Diplomatie-, Verwaltungs- oder auch Militärpolitik befasst, wird zwangsläufig Thallóczy begegnen. Auch in Bezug auf seine übrigen Posten lässt sich sein Wirken in die ungarische Politik und das ihr inne-

² IMRE RESS: Versuch einer Nationenbildung um die Jahrhundertwende. Benjámín Kállays Konzeption der bosnischen Nation, in: ENDRE KISS, JUSTIN STAGL (Hrsg.): Nation und Nationenbildung in Österreich-Ungarn, 1848-1938. Prinzipien und Methoden, Wien 2006, S. 59-72.

³ Beispielsweise LAJOS THALLÓCZY: Studien zur Geschichte Bosniens und Serbiens im Mittelalter, München 1914.

⁴ BENJAMIN VON KÁLLAY: Ungarn an den Grenzen des Orients und des Occidents, in: Ungarische Revue 3 (1883), S. 428-489.

wohnende Selbstverständnis einbetten. Ihm einen eigenen Sammelband zu widmen, ist demnach durchaus gerechtfertigt.

Der Beitrag von Daniel Szábo widmet sich Thallóczy's letzter Aufgabe als Zivillandeskommissär im besetzten Serbien (1916). Der ungarische Ministerpräsident István Tisza hatte Serbien bereits vor der Besetzung zum ungarischen Interessengebiet deklariert. Die rein militärische Verwaltung der ersten Monate wurde bald beschränkt und der „Ungar“ Thallóczy als einflussreicher Zivillandeskommissär eingesetzt.⁵ Dieses Beispiel soll mit aufzeigen, warum viele der Einzelbeiträge auch jenen als Lektüre ans Herz gelegt seien, die sich nicht in erster Linie mit südosteuropäischer bzw. bosnisch-herzegowinischer Geschichte befassen.

Die Beiträge bieten beinahe noch mehr Argumente für die Selbstständigkeit ungarischer Politik nach dem Ausgleich. Bosnien wurde häufig als Teil des historischen Ungarn (siehe den Beitrag von Dubravko Lovrenović) gedeutet. Auch Thallóczy's Biografie kann nicht eindeutig als „ungarisch“ oder „k.u.k.“ bezeichnet werden: Vielmehr war er ein „k.u.k. Ungar“, der von der ungarischen Politik als Ungar wahrgenommen wurde, aber in heiklen politischen Aufgabengebieten eingesetzt wurde, so im gemeinsamen Finanzministerium. An Thallóczy's Biografie lässt sich ablesen, dass Wissenschaft stets auch an Politik und Verwaltung gekoppelt war (wie auch die Zwischenüberschrift „homo librorum – homo politicus“ in Haselsteiners Beitrag deutlich macht). Thallóczy's Leben zeigt auch, wie Menschen verschiedene Identitäten besitzen können, zwischen denen sie in multinationalen und -lingualen Imperien wechseln bzw. die sie in ihre Arbeit einfließen lassen.

Der Sammelband erscheint nicht nur hinsichtlich der Auswahl der Autoren ambitioniert, sondern auch angesichts der Berücksichtigung verschiedener ins Detail gehender Einzelstudien, die aber zusammengenommen ein stimmiges Bild ergeben. Leider berücksichtigen nicht alle Autoren den aktuellen Forschungsstand zu ihrem Thema. Einige der Beiträge dürften im Original nicht in deutscher Sprache vorgelegen haben, weshalb manchmal Wortkreationen vorkommen, deren ursprüngliche Bedeutung sich kaum erschließen lässt. Hier wäre es vielleicht hilfreich gewesen, neben der Übersetzung auch den Originalbegriff anzugeben.

Wien

Tamara Scheer

⁵ TAMARA SCHEER: Zwischen Front und Heimat. Österreich-Ungarns Militärverwaltungen im Ersten Weltkrieg, Frankfurt a.M. u.a. 2009, S. 30 f.

Erinnerungskultur des 20. Jahrhunderts. Analysen deutscher und polnischer Erinnerungsorte. Bearb. von Michał Łuczewski und Jutta Wiedmann. Lang, Frankfurt am Main u.a. 2011. 241 S., graph. Darst. ISBN 978-3-63161998-8. (€ 29,-,-)

Der europäische Raum ist von Erinnerungsdebatten geprägt. Aus diesem Grund hat in den letzten Jahren die Zahl jener Projekte und Veröffentlichungen stark zugenommen, die sich mit Erinnerungskultur und Erinnerungspolitik auseinandersetzen.¹

Der vorliegende Sammelband ist das Ergebnis der Seminarreihe „Erinnerungskultur des 20. Jahrhunderts in Polen und Deutschland“, an der im Jahre 2008 deutsche und polnische Studierende und Wissenschaftler verschiedener Disziplinen teilnahmen. Das Buch besteht aus drei einführenden Aufsätzen und zwei Hauptteilen. In Teil I werden 19 Analysen deutscher und polnischer Erinnerungsorte geboten. Teil II enthält Texte, die sich mit Erinnerung, Emotionen, Sprache und Identität befassen. Der Anhang besteht aus zwei Artikeln

¹ Siehe vor allem CLAUS LEGGEWIE: Der Kampf um die europäische Erinnerung. Ein Schlachtfeld wird besichtigt, München 2011.

über einen Workshop im Rahmen des geschilderten Projekts sowie zu dem Projekt „Jugend bewegt Europa“ aus dem Jahr 2002.

Im Anschluss an das Vorwort des Direktors des Museums des Warschauer Aufstands, Jan Ołdakowski, stellt Jutta Wiedmann, Politikwissenschaftlerin und eine der Initiatoren der Seminarreihe, die wichtigsten Ziele des Projekts dar. Sie stellt fest, dass Deutsche und Polen Begriffe wie „Freiheit“, „Patriotismus“, „Nation“, „Kritik“ und „Gemeinschaft“ auf unterschiedliche Art und Weise verstehen. Darüber hinaus weist sie auf einen wichtigen Unterschied zwischen deutschen und polnischen Ausstellungen hin: Die Polen setzen viel bewusster auf emotionalisierende Darstellungen. Im Rahmen des Projekts sollten diese Aspekte aus dem Blickwinkel verschiedener akademischer Disziplinen beleuchtet werden. Michał Łuczewski, Soziologe und Psychologe, und Paulina Bednarz-Łuczewska, Soziologin, beschäftigen sich in ihrem Aufsatz mit Erinnerungskultur und Geschichtspolitik in Deutschland und Polen im Vergleich. Die Autoren analysieren beide Begriffe und weisen auf die bestehenden Unterschiede auf diesem Gebiet hin.

Daran anschließend werden erinnerungskulturelle Institutionen in Deutschland und Polen näher betrachtet. Die Initiatoren des Projekts betonen, dass ihre Auswahl der Fallstudien nicht als repräsentativ gelten könne und das Bild der beiden Erinnerungskulturen nicht endgültig sei. Den Autoren seien keine konkreten Institutionen vorgeschlagen worden. Man habe lediglich darauf geachtet, dass einige der wichtigsten Institutionen, die in den vergangenen 20 Jahren entstanden sind, darunter vertreten seien. So werden z.B. das staatliche Museum Auschwitz-Birkenau, die Gedenkstätte Buchenwald, das Zentrum KARTA in Warschau, das Stasimuseum in Berlin, das Museum der Geschichte Polens in Warschau, das europäische Solidarność-Zentrum in Danzig, das NS-Dokumentationszentrum München, die Bundesstiftung „Flucht, Vertreibung, Versöhnung“ und das Museum der Erinnerung an den Kommunismus in Warschau vorgestellt. Zu betonen ist, dass die Fallstudien nahezu einheitlich gestaltet sind, was einen systematischen Vergleich der deutschen und polnischen Erinnerungskulturen in den genannten Museen ermöglicht. Analysiert werden dabei der politische und kulturelle Kontext, Akteure, nationale und regionale Identitäten, Ziele, Mittel und Effektivität (Ergebnisse). Jeder der Artikel schließt mit Quellenangaben. Zum Schluss bieten Łuczewski und Bednarz-Łuczewska eine zusammenfassende Analyse der Fallstudien und stellen mit Hilfe einer ausführlichen Tabelle alle Erinnerungsorte unter Berücksichtigung der oben genannten Aspekte vergleichend dar. Die beiden Autoren resümieren, dass die deutsche Geschichtspolitik und Erinnerungskultur öffentlichkeitswirksamer seien als die polnische. In Deutschland existierten mehr Gedenkstätten, die eine höhere Effektivität hätten. Sie führen diesen Umstand sowohl auf die besseren finanziellen Möglichkeiten als auch auf eine stärker pluralistische und enger in die europäischen Erinnerungsdiskurse eingebundene Kultur in Deutschland zurück.

Im zweiten Teil des Sammelbandes werden vier Essays präsentiert. Der Politikwissenschaftler Christian Schülke analysiert die Rolle des Faktors „Zeit“ für die Erinnerung am Beispiel der Feierlichkeiten zum 50. und 60. Jahrestag des Ausbruchs des Warschauer Aufstands, die am 1. August 1994 und 2004 begangen wurden. Als wichtiges Ergebnis hält er fest, dass deutsche und polnische Politiker in ihren 1994 und 2004 gehaltenen Reden eine ähnliche Interpretation des Aufstands vermittelt hätten. Das treffe auf Aleksander Kwaśniewski und Gerhard Schröder noch mehr zu als auf Lech Wałęsa und Roman Herzog. Der Soziologe Mariusz Drozdowski geht in seinem Beitrag der Frage nach, ob sich Deutsche und Polen 70 Jahre nach dem September 1939 gemeinsam des Ausbruchs des Zweiten Weltkriegs erinnern könnten. Der Autor hegt Zweifel, ob gemeinsame deutsch-polnische Feierlichkeiten zum Gedenken an den 70. Jahrestag des Zweiten Weltkriegs überhaupt notwendig seien. Marten Münzberg, Benedikt Volbert und Tim Völkerling analysieren aus geschichtsdidaktischer Perspektive die Rolle, die Emotionen für Erinnerungsorte spielen. Die Autoren setzen sich zuerst mit der Frage auseinander, wie der Mensch historisch denkt und ob sich in diesem Prozess Rationalität und Emotionalität widersprechen. Es sei von großer Wichtigkeit, dass die Besucher durch entsprechende mu-

seumspädagogische Programme dazu animiert würden, selbst Fragen zu stellen, um die Verbindung zwischen historischem Wissen und Geschichtsbildern, Narrationen und Deutungen zu verstehen. Denselben Thema, jedoch aus einer museumswissenschaftlichen Perspektive, ist der Beitrag von Justyna Gmitrzuk gewidmet. Sie stellt fest, dass das Denkmal und das Museum als Träger der kollektiven Erinnerung niemals neutral seien und immer eine bestimmte Vision von Geschichte repräsentierten. Sie seien mehr als lediglich ein Werk, das der Opfer gedenkt; sie bieten einen Rahmen für das in der Gesellschaft vorhandene Geschichtsbewusstsein. Die Ausstellungen erklärten nicht nur die Vergangenheit, sondern interpretierten sie auch im Kontext zeitgenössischer und individueller Prioritäten. Stefan Neumann und Anna Pukajlo vergleichen deutsche, polnische und europäische Erinnerungskulturen und plädieren abschließend für ein Wörterbuch der deutsch-polnischen Missverständnisse. Auf der Grundlage eines vergleichenden Kompendiums, in dem u.a. solche Begriffe wie „Geschichte“, „Nation“ und „Staat“ analysiert würden, könne man ihrer Ansicht nach unnötige Missverständnisse und Verletzungen vermeiden.

Der Sammelband leistet einen wichtigen Beitrag zu der deutschen und polnischen Erinnerungsdebatte. Besonders hervorzuheben sind der interdisziplinäre Charakter und die gemeinsame Arbeit von jungen deutschen und polnischen Wissenschaftlern an dem Veröffentlichungsprojekt.

Sønderborg

Katarzyna Stokłosa

Border Changes in 20th Century Europe. Selected Case Studies. Hrsg. von Eero Medijainen und Olaf Mertelsmann. (Tartu Studies in Contemporary History, Bd. 1.) LIT. Berlin u.a. 2010. 296 S., Ill., graph. Darst. ISBN 978-3-8258-8745-2 (€ 34,90.)

Grenzen gehören seit einigen Jahren zum Kanon gefragter Untersuchungsgegenstände der historischen Forschung, wie der andauernde Output an einschlägigen Publikationen beweist. Der europäischen Dimension von Grenzveränderungen widmet sich der vorzustellende Band, der ausgewählte Präsentationen einer 2005 in Tartu (Dorpat) veranstalteten gleichnamigen Konferenz beinhaltet. Ort und Datum der Konferenz hatten dabei einen symbolischen Charakter, fanden sie doch anlässlich des 85. Jahrestags des Friedensvertrags von Tartu statt, in dem Sowjetrußland 1920 die Unabhängigkeit Finnlands und Estlands anerkannt hatte. Dieser Friedensvertrag stand in einem größeren europäischen Kontext von Vertragsabschlüssen, die den Verlauf von Grenzen und die Errichtung von neuen Staaten bestimmten. Dementsprechend breit gefächert sind die in den Beiträgen thematisierten Aspekte von Grenzveränderungen und die Untersuchungszeiträume.

Einen Überblick über die bedeutendsten europäischen Grenzveränderungen des 20. Jh. und die ihnen zugrundeliegenden Konzepte bietet der einleitende Beitrag von Thomas Lundén, während sich die anschließenden zwölf Beiträge, ohne chronologische oder thematische Sortierung, ausgewählten Grenzthematiken widmen. Lundén orientiert sich an den großen Zäsuren (Erster und Zweiter Weltkrieg, Zusammenbruch der Sowjetunion), die unbestreitbar die weitreichendsten Grenzveränderungen nach sich gezogen haben. Dabei diskutiert er den Zusammenhang zwischen Grenzveränderungen, Sprache, ethnischer Zugehörigkeit und die aus den zahlreichen Grenzveränderungen resultierende Problematik nationaler Minderheiten.

Am Beispiel der deutsch-dänischen Grenzregion zeigt Martin Klatt, wie wirkungsmächtig Grenzen im nationalen Kollektivgedächtnis weiterwirken, trotz ihrer vermeintlichen Überwindung durch supranationale Organisationsformen wie der EU. Am Beispiel der Diskussionen zur Etablierung einer deutsch-dänischen Euroregion zeigt er, dass die Rückbesinnung auf eine gemeinsame Vergangenheit der deutsch-dänischen Grenzregion als historische Untermauerung der Euroregion an den jeweiligen nationalen Narrativen scheiterte. Aristotle Kallis widmet sich in seinem Beitrag dem Topos der „nationalen Wiedergeburt“ in nationalistischen Diskursen in Deutschland, Italien und Griechenland in den Jahren 1914-45. Er skizziert die unterschiedlichen innen- und außenpolitischen Kon-

stellationen und die jeweiligen Positionen nationalistischer Kreise zum Staatsapparat und zeichnet nach, wie sich die jeweiligen Erfahrungen vor, während und im Nachklang des Ersten Weltkriegs auf den in diesen Kreisen diskutierten Topos einer „nationalen Wiedergeburt“ auswirkten bzw. wie der Krieg vor diesem Hintergrund jeweils interpretiert wurde.

Tomasz Kamusella und Jerzy Kochanowski widmen sich in ihren Beiträgen zwei zentralen Aspekten der polnischen Grenzthematik. Während Kamusella sich der polnischen Westgrenze in dem Zeitraum nach 1945 widmet, beleuchtet Kochanowski die polnischen Ostprovinzen im 20. Jh. Kamusella zeichnet sowohl die Genese der Oder-Neiße-Linie als Polens Westgrenze und ihre Geschichte bis in die 1990er Jahre als auch ihre Bedeutung als Projektionsfläche für die deutsch-polnischen Beziehungen nach 1945 nach. Dabei skizziert er weitere Problemfelder, die im Zusammenhang mit der Grenzproblematik gesehen werden müssen, so etwa die „Flucht und Vertreibung“ der Deutschen oder die Aussiedler. Kochanowski hingegen widmet sich den östlichen Grenzgebieten Polens hinsichtlich ihrer Stellung im nationalen Gedenken. Überzeugend zeigt er, dass die Kresy in der Zweiten Polnischen Republik eine beinahe mythische Aufladung erfuhren. Sie wurden zu Ikonen eines „heldenhaften Kampfes“ Polens um sein Staatsgebiet stilisiert, Städte wie Vilnius (Wilno) wurden zu Symbolen der polnischen Unabhängigkeit mit patriotisch-identitätsstiftender Funktion. Nach dem Zweiten Weltkrieg war das Gedenken an die Kresy zweigeteilt. Während in Polen selbst eine Mystifizierung der „verlorenen Gebiete“ durch die sowjetische Herrschaft verhindert wurde, gedieh sie im polnischen Exil umso mehr. Hier wurde an die Gedenktradition der Zwischenkriegszeit angeknüpft, während sich in Polen erst im Laufe der 1960er Jahre ein veränderter Umgang mit den Kresy abzeichnete, so etwa durch den Film *Sami swoi*.

Martin Mo11 vertritt die These, dass der Aufstieg des modernen Nationalstaats die trennende Wirkung von Grenzen verstärkte, indem er die Menschen auf beiden Seiten der Grenze nationalisiert habe. Dies versucht er am Beispiel der gemischt ethnischen österreichischen Provinz Steiermark nachzuweisen. Er widmet sich dem Diskurs über die „deutsch-slowenische“ Grenze in der Steiermark und zeigt, wie sich im Zuge der aufkeimenden nationalen Bewegung der Slowenen die österreichische Einstellung ihnen gegenüber von wohlwollender Sympathie hin zu Bedrohungs- und kulturellem Superioritätsgefühl wandelte und die territorialen Verluste Österreich-Ungarns nach dem Ersten Weltkrieg sie zu einer „bleeding wound“ (S. 130) stilisierten. Kurt Scharr widmet sich den Grenzen der als „Europe en miniature“ (S. 143) bekannten Bukowina in den Jahren 1848 bis 1947 und gibt einen Ausblick auf die Bedeutung dieser europäischen Grenzregion als Außengrenze der EU.

Unter dem Begriff der „porösen Grenzen“ Ungarns in den Jahren 1945–48 beleuchtet Alice Freifeld am Beispiel der Grenze Ungarns zur Slowakei bzw. Tschechoslowakei den grenzübergreifenden Bevölkerungstransfer der unmittelbaren Nachkriegszeit. Einen Schwerpunkt legt sie auf die jüdischen Überlebenden des Holocaust und des Zweiten Weltkriegs in Ungarn, die 1945 mit rund 200 000 Mitgliedern die größte jüdische Diaspora außerhalb der Sowjetunion bildeten. Der Friedensvertrag von Tartu steht im Mittelpunkt der Ausführungen von Eero Medjainen. Er diskutiert die unterschiedlichen Bedeutungsebenen, die dem Friedensvertrag von Seiten estnischer Historiker und Politiker, insbesondere seit der wiedererlangten Unabhängigkeit in den 1990er Jahren, zugeschrieben werden, so etwa als Eckpfeiler der estnischen Nationalstaatlichkeit, als Ausdruck des nationalen Selbstbestimmungsrechts oder vor dem Hintergrund der estnisch-russischen Beziehungen.

Dem Verschwinden von Staatsgrenzen durch die Inkorporation von Staaten in das Territorium der Sowjetunion widmen sich Olaf Mertelsmann und J. Otto Pohl. Beide beleuchten außerdem dessen Auswirkungen auf die Bevölkerung, die sich oftmals in Gewalt und Not, Umstrukturierungen von Gesellschaft, Politik und Wirtschaft nach sowjetischem Modell, später auch in Kollektivierungen und Massendeportationen niederschlugen. Dabei

zeigt Mertelsmann überzeugend, wie in Estland das Verschwinden der Staatsgrenze zur Herausbildung einer „mental Grenze“ gegenüber dem sowjetischen Aggressor und zu einer starken Negativbesetzung von allem Sowjetischen sowie einer retrospektiven Glorifizierung der staatlichen Unabhängigkeit führte. Erst nach Stalins Tod verbesserte sich der Lebensstandard, wodurch sich auch eine nationale Elite herausbilden konnte, die bei der Abschaffung der Sowjetherrschaft eine grundlegende Rolle spielen sollte. Pohl skizziert am Beispiel der Krimtataren und Russlanddeutschen die Auswirkungen der Desintegration durch Deportationen und die Versuche der Betroffenen, ihre nationalen Identitäten zu bewahren und ihr nationales Territorium zurückzuerhalten.

Walter C. Clemens wirft die Frage auf, warum sich die Situation im Baltikum nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion so grundsätzlich anders entwickelte als auf dem Balkan nach dem Zerfall Jugoslawiens, und versucht diese mithilfe der Komplexitätstheorie (complexity theory) zu beantworten. Während es in den baltischen Staaten nach der Wiedererlangung ihrer staatlichen Unabhängigkeit zu keinen nennenswerten ethnisch motivierten Konflikten kam, herrschten im zerfallenden Jugoslawien blutige ethnische Auseinandersetzungen. Clemens diskutiert dazu unterschiedliche Erklärungsansätze, von denen die meisten zu kurz greifen. Die russische Geschichts- und Erinnerungspolitik am Beispiel der Stadt Königsberg (Kaliningrad) steht im Vordergrund des Beitrags von Paul Holton. Er zeichnet die Umstände der Inkorporation Königsbergs und umliegender Teile Ostpreußens in die Litauische SSR nach. Anschließend skizziert er die postsowjetische Erinnerung Kaliningrads an seine vor-sowjetische Vergangenheit am Beispiel seiner 750-Jahrfeier.

Der Tagungsband macht deutlich, dass Grenzziehungs- und Grenzveränderungsprozesse ein konstitutives Element im Europa des 20. Jh. waren und dass deshalb ein gesamt-europäisch-vergleichender Zugriff eine interessante Untersuchungsperspektive eröffnet. Aufgrund der breit gewählten Thematik wirken die Beiträge hier jedoch etwas disparat, ein Umstand, dem durch eine Gliederung in thematische Einheiten hätte begegnet werden können. Insgesamt handelt es sich jedoch um einen interessanten Tagungsband, der die unterschiedlichen Aspekte von Grenzveränderungen beleuchtet und auf diese Weise deutlich macht, dass das Thema „Grenzen“ in der geschichtswissenschaftlichen Forschung noch längst nicht erschöpfend behandelt worden ist.

Marburg

Agnes Laba

Überall ist der Ball rund. Zur Geschichte und Gegenwart des Fußballs in Ost- und Südosteuropa. Nachspielzeit. Hrsg. von Dittmar Dahlmann, Anke Hilbrenner und Britta Lenz. Klartext. Essen 2011. 456 S., Ill. ISBN 978-3-8375-0297-8. (€ 29,90.)

Mit der Nachspielzeit setzen Dittmar Dahlmann, Anke Hilbrenner und Britta Lenz den Schlusspunkt unter die von ihnen herausgegebene Trilogie *Überall ist der Ball rund*. Selbst wenn diese kein geografisch und zeitlich umfassendes Handbuch darstellt, kommt dem Bonner Team das Verdienst zu, dem Fußball seinen gebührenden Platz in der osteuropäischen Geschichte verschafft zu haben.

Anders als die beiden ersten, 2006 und 2008 erschienenen Bände ist der jüngste nicht nach Ländern, sondern nach thematischen Gesichtspunkten geordnet. Auf diese Weise werden noch stärker Grundlinien deutlich, die über Staatsgrenzen hinaus zu bestimmten Zeiten ihre Wirkung entfaltet haben. So prägten nicht nur die Auflösung der Vereine und die Unterstellung der Sportklubs unter Betriebe, Ministerien oder die Armee den Fußball in allen Gesellschaften sowjetischen Typs, sondern auch direkte Eingriffe von Parteifunktionären in die Ligastrukturen und in den Transfer„markt“. Es sind eben diese politische Einflussnahme auf den Fußball und die Frage, wie viel Autonomie und „Eigensinn“ dieser gleichwohl bewahren konnte, die die Beiträge zur DDR (Dahlmann), zu Polen (Albert S. Kotowski), zur böhmischen Provinz (Stefan Zwickler), zu Baschkirien von den Anfängen bis in die 1970er Jahre (Marsil Arkhshatov) und zu Aserbaidschan (Eva-Maria AUCH) als Klammer zusammenhalten.

Die polnische Sportberichterstattung blieb, wie Gregor Feindt am Beispiel der polnisch-sowjetischen Länderspiele 1957 darlegt, staatlich gelenkt, blass und gegenüber der Sowjetunion unterwürfig. Sie kann daher – im Gegensatz zum (Zuschauer-)Sport selbst – nicht als Ventil interpretiert werden, das es erlaubt hätte, Rivalitäten innerhalb des Ostblocks kanalisiert abzureagieren. Jörg Ganzenmüller kommt in seiner Analyse des Fachblatts *Sovetskij sport* in der nachstalinistischen Periode zu einem differenzierten Ergebnis. Einerseits beobachtet er eine Entpolitisierung der Sportberichterstattung. Andererseits spiegelt diese insgesamt das gestiegene außenpolitische Selbstbewusstsein der Sowjetunion wider. Schließlich bildeten die vorgeblich der Fußballtaktik gewidmeten Debatten einen weit über den Sport hinausgehenden Diskurs über das Verhältnis von Individuum und Kollektiv in der Chruščev-Ära. Für die beiden letztgenannten Artikel gilt, dass sie auf überzeugende Weise die Sportgeschichte in ihrer Interaktion mit Politik- und Gesellschaftsgeschichte erzählen und so in einen breiteren Kontext stellen, dass sie aber den spezifischen Kontext der Entwicklung der poststalinistischen Propagandasprache in der Sowjetunion und Polen sowie den linguistischen Forschungsstand nicht in ihre Betrachtungen einbeziehen.

Stefan Wellgraf erklärt unter Rückgriff auf Machttheorien Max Webers, mit Hilfe der Unterscheidung von symbolischem und ökonomischem Kapital im Sinne Pierre Bourdieus sowie in Anlehnung an Marcel Mauss' ethnologische Studie zur Kraft der Gabe das Interesse ukrainischer Oligarchen an der Unterstützung der nationalen Spitzenvereine Šachtar Donec'k und Dynamo Kyïv. In Polen, so das Fazit von Kotowskis Kurzübersicht über die polnische Fußballgeschichte von ihren Anfängen bis zur Gegenwart, verstärkte die Systemtransformation mit ihren Privatisierungen eine seit den frühen 1980er Jahren bestehende Krise und bereitete den Boden, auf dem die große Korruptionsaffäre, die im ersten Jahrzehnt des 21. Jh. aufbrach, heranwachsen konnte.

Die ambivalenten Funktionen des Sports in Straflagern, die von spezifischen Formen des Missbrauchs und der Ausbeutung der Insassen bis zu deren psychischer Stabilisierung und zur Aufwertung ihrer Lebensqualität reichen konnten und individuell durchaus unterschiedlich wahrgenommen wurden, untersuchen Wladyslaw Hedeler und Roland Bude. Als Beispiel dienen die Erinnerungen Budes an seine Zeit im sowjetischen Gulag. Matthias Winterschladen wendet mit großem Gewinn das Kulturtransferkonzept an, um die Ausbreitung des Fußballs im zentralrussischen Industriegebiet zu Beginn des 20. Jh. nachzuzeichnen. Notwendig für den Erfolg des Fußballs war zwar die Anwesenheit von Engländern mit einschlägiger Kompetenz, vor allem aber die Bereitschaft von Teilen der einheimischen Bevölkerung im urbanen Milieu, den Fußball mit „fortschrittlichen Werten“ zu verbinden, als „moderne Freizeitkultur“ zu importieren und als Gegenstück zum ständisch verfassten Russland zu inszenieren (S. 201 f.). Im agrarisch geprägten Griechenland, so Konstantin Loulos, wäre der Aufschwung des Fußballs in den 1920er Jahren ohne den Zustrom und die Integration politisch progressiver Flüchtlinge nach der „kleinasiatischen Katastrophe“ sowie dem damit verbundenen Urbanisierungsschub nicht denkbar gewesen.

Mit den Autobiografien jugendlicher Juden, die diese für die Wettbewerbe des YIVO (Yidisher Visnshaftlekher Institut) im Wilna der Zwischenkriegszeit verfassten, erschließt Hilbrenner einen neuen Quellentyp für die Erforschung des Breitensports. In ihrer Analyse arbeitet sie überzeugend heraus, dass der Sport von den jüdischen Jugendlichen als Gegensatz zu Bildung und Lektüre verstanden und als vorübergehende Leidenschaft dargestellt wurde. Es handelte sich um eine Episode körperlicher Selbsterfahrung im (männlichen) Reifungsprozess, die in einer traditionellen jüdischen Umgebung einen kathartischen Effekt hatte. Der Sport stehe in diesem Sinne „für ein neu verstandenes Judentum, in dem Körperlichkeit und Durchsetzungskraft eine wichtige Rolle“ spielen (S. 245). In zwei chronologisch aufeinanderfolgenden Beiträgen liefert Zwicker eine materialreiche Fallstudie zum Fußball in der böhmischen Provinz. In Teplitz-Schönau (Teplice-Šanov), das bis zum Zweiten Weltkrieg eine deutsche Bevölkerungsmehrheit und eine große jüdische Minder-

heit besaß, war der nationale Antagonismus zwischen Deutschen und Tschechen im Fußball während der Zwischenkriegszeit vergleichsweise unbedeutend. Die im Sport erworbene Popularität verschaffte einzelnen deutschen Spielern und Trainern die Möglichkeit „als Tscheche[n] ‚durchzugehen‘“ (S. 363) und deshalb ihre Karriere nach 1945/1948 in der Tschechoslowakei fortzusetzen. Die Ligazugehörigkeit des unter wechselnden Namen auftretenden wichtigsten lokalen Vereins hing in der kommunistischen Zeit nicht nur von den sportlichen Resultaten, sondern auch stark von sportpolitischen Weichenstellungen ab.

Weitere Fallstudien in Form von Vereinsgeschichten aus Rumänien (Chinezul Timișoara, Sebastian Balta), Bosnien-Herzegowina (F.K. Velež Mostar, Mujo Koluh) und Bulgarien (PFK Levski, Gergana Ghanbarian-Baleva) runden den lesenswerten Band ab. Insgesamt belegt auch der letzte Teil der Trilogie, dessen Fragestellungen insbesondere an die Kulturgeschichte des Politischen und der Gewalt, die Nationalismus- und Minderheitenforschung sowie die Geschlechter- und Mediengeschichte anschlussfähig sind, eindrücklich die Relevanz der Beschäftigung mit Körperkultur und Sport für das Verständnis der Geschichte Osteuropas.

Berlin

Stefan Wiederkehr

Die Ukraine. Prozesse der Nationsbildung. Hrsg. von Andreas Kappeler. Böhlau. Köln u.a. 2011. XIV, 453 S., 7 Ill., 4 farb. Kt. ISBN 978-3-412-20659-8. (€ 59,90.)

Dieser Sammelband zu Prozessen der Nationsbildung in der Ukraine im 19. und 20. Jh. setzt sich zusammen aus 30 erweiterten Beiträgen einer Konferenz, an der sich vom 1. bis 3. Oktober 2009 in Wien vor allem Historiker, aber auch Literatur-, Sprach-, Sozial- und Politikwissenschaftler beteiligten. Andreas Kappeler problematisiert einleitend mit Blick auf die Ukraine die Begriffe „Nation“ und „Nationsbildung“ (nation-building) und führt in den Stand der westlichen Ukraineforschung ein. Der Band gibt in sechs Abschnitten einen Überblick über eine Vielfalt von Themenbereichen: 1. Historiografie und Theorie, 2. Faktoren der Nationsbildung, 3. Das Verhältnis zu Russland, Polen und den Juden, 4. Regionale Varianten, 5. Vom Ersten Weltkrieg bis zum Ende der Sowjetunion, 6. Nationsbildung im unabhängigen ukrainischen Staat.

In Abschnitt 1 werden Entwicklungen der ukrainischen Geschichtsschreibung nach 1991 (Orest Subtelny) bzw. der postsowjetischen Historiografie (Andrij Portnov) dargestellt. Philipp Ther (Wien) zeigt, dass „Nation“ und „Imperium“ je nach Kontext auf vielfältige Art miteinander interagierten und keineswegs nur als Gegensätze aufgefasst werden sollten. Er entwickelt den Terminus „nationalisierendes Imperium“ (S. 43 f., 48 f.), womit die Assimilation an die jeweilige Titularnation gemeint ist. Die Anwendbarkeit von transnationalen Forschungsansätzen auf die ukrainische Geschichte überprüft Anna Veronika Wendland, und Frank Sysyn befasst sich mit der Entstehung der ukrainischen Nation im 16. und 17. Jh. In Abschnitt 2 verweist Ricarda Vulpius darauf, dass starke Gegensätze zwischen unierter und orthodoxer Kirche nicht nur die ukrainische Nationsbildung behinderten, sondern auch das kirchliche und gesellschaftliche Leben der Ukraine bis heute prägen. Michael Moser kritisiert die nationale Perspektive der ukrainischen Sprachhistoriografie, und Stefan Simonek betont den mehrsprachigen Charakter der ukrainischen Literatur. Weitere Beiträge befassen sich mit Zentren für Gender- bzw. Frauenforschung in Kiev, Charkiv, Lemberg und Odessa (Tatjana Žurženko) sowie dem räumlich-territorialen Denken des ukrainischen Geografen Stepan Rudnyč'kyj über die Ukraine (Guido Hausmann). Die Bauern – die bis weit ins 20. Jh. hinein die Mehrheit der ukrainischen Bevölkerung stellten – verfolgten vorrangig eigene soziale Anliegen und standen nationalen Forderungen reserviert gegenüber, wie Kai Struve in einem Vergleich zwischen dem Habsburger- und dem Zarenreich verdeutlicht. Ukrainische Städte wurden wegen ihres geringen ukrainischen Bevölkerungsanteils nicht zu Kristallisationspunkten der ukrainischen Nationalbewegung, so Harald Binder.

Kappeler sieht im ersten Artikel zu Abschnitt 3 das Verhältnis von russischer und ukrainischer Nationsbildung zueinander im Verhältnis von „challenge“ und „response“ (S. 191). Er verweist darauf, dass die ukrainische Bewegung im Zarenreich bislang nicht hinreichend untersucht worden sei, und benennt Themenbereiche für die weitere Forschung. Neuralgische Punkte der ukrainisch-polnischen Beziehungen und die Wechselwirkung der jeweiligen Nationsbildungen von den Teilungen Polens bis zur Gegenwart skizziert Christoph Augustynowicz. Alexis Hofmeister stellt die Städte Kiev, Odessa und Ekaterinoslav als Räume ukrainisch-jüdischer Kommunikation, Konkurrenz und anti-jüdischer Pogrome vor. Nationsbildungsprozesse radikalisierten Svjatoslav Pacholkiw zufolge das Zusammenleben von Ukrainern, Polen und Juden in Ostgalizien und mündeten nach dem polnisch-ukrainischen Krieg 1918/19 in einen immer schärferen Konflikt, in dem in der polnischen und in der ukrainischen Öffentlichkeit der 1930er Jahre verstärkt antisemitische Positionen artikuliert wurden.

Abschnitt 4 beinhaltet Beiträge von Volodymyr Maslijčuk zur Sloboda-Ukraine und von Kurt Scharr zur Zuspitzung des rumänisch-ukrainischen Gegensatzes bis 1914 in der Bukowina sowie ein Plädoyer von Paul Robert Magocsi, die Karpatho-Rusynen als eigenständige Nation zu akzeptieren. Im ersten Artikel von Abschnitt 5 verdeutlicht Mark von Hagen anhand einer Reihe von Fallstudien die bedeutende Rolle von Krieg und Revolution als Faktoren nationaler Mobilisierung. In seinem stark auf Symon Petljura ausgerichteten Beitrag schildert Rudolf A. Mark die Geschichte der Ukrainischen Volksrepublik (UNR). In den Sowjetrepubliken wurde die Nationsbildung in den 1920er Jahren gezielt gefördert, so auch in der ukrainischen Sowjetrepublik. Matthew D. Pauly stellt in einer Mikrostudie dar, wie die Ukrainisierung in zwei Grundschulen im russisch geprägten Odessa umgesetzt wurde und wie die Eltern darauf reagierten. Den Beitrag der westukrainischen Organisation Ukrainischer Nationalisten (OUN) zur Nationsbildung problematisiert Frank Golczewski. Tanja Penter diskutiert anhand von Kriegsbiografien, auf welche Weise die ukrainische Bevölkerung Krieg, deutsche Besatzung und Zwangsarbeit erfuhr. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden alle mehrheitlich ukrainisch besiedelten Gebiete in der Ukrainischen Sowjetrepublik vereinigt. Katrin Boeckh führt aus, dass Moskau eine Politik der Sowjetisierung betrieb und ein „Sowjetvolk“ propagierte, dem sich auch noch nach 1991 Teile der Bevölkerung zugehörig fühlten.

Gerhard Simon sieht im sechsten Abschnitt die Chancen auf einen konsensorientierten Nationalstaat in der Ukraine als gegeben an, und Juliane Besters-Dilger zeigt, dass die Nationsbildung über eine verstärkte Förderung der ukrainischen Sprache nicht gelingen kann. Mit dem ukrainophoben Diskurs in Russland befasst sich der Beitrag von Martin Malek. Jaroslav Hrycak untersucht die Rolle des historischen Gedächtnisses für die Nationsbildung, seine Instrumentalisierung durch die Geschichtspolitik und seine Rezeption durch die Gesellschaft. Mykola Rjabčuk widersetzt sich der Auffassung, die heutige Ukraine sei in West und Ost gespalten, und kennzeichnet deren politische Entwicklung als Zeit des „Durchwurstelns“ (z.B. S. 419, 430).

Bereits dieser kurze Überblick verdeutlicht die Themen- und Methodenvielfalt des besprochenen Bandes, in dem Beiträge der polnischen Ukrainistik leider nicht vorgestellt werden. Im Mittelpunkt stehen die Erträge der deutschsprachigen Forschung, erweitert um Wissenschaftler/innen aus der Ukraine und Nordamerika. Obwohl die Artikel nicht nach einem einheitlichen Muster gegliedert sind, kommt dieser multidisziplinär angelegte Sammelband dem eigenen Anspruch nahe, ein Handbuch zu Geschichte und Kultur der Ukraine während der letzten zwei Jahrhunderte zu sein. Die Publikation schließt damit eine Lücke, denn eine vergleichbare Überblicksdarstellung ist im deutschen Sprachraum bislang nicht erschienen. Jeder Artikel verweist auf weiterführende Literatur; eine Zeittafel, ein Glossar und ein Personenregister komplettieren den Band.

Berlin

Torsten Wehrhahn

Andrzej A. Zięba: Lobbying dla Ukrainy w Europie międzywojennej. Ukraińskie Biuro Prasowe w Londynie oraz jego konkurenci polityczni (do roku 1932). [Lobbying für die Ukraine im Europa der Zwischenkriegszeit. Das Ukrainische Pressebüro in London und seine politischen Konkurrenten (bis 1932).] Księgarnia Akademicka. Kraków 2010. 790 S. ISBN 978-83-7638-009-4. (PLN 45,36.)

Die Monografie des Krakauer Historikers Andrzej A. Zięba über das Lobbying für die Ukraine im Europa der Zwischenkriegszeit bis 1932 (ein vom Autor geplanter Fortsetzungsband soll die Jahre 1932-1942 umfassen) ist das Ergebnis umfangreicher Recherchen in polnischen, englischen, US-amerikanischen und kanadischen Archiven. Der Schwerpunkt liegt dabei auf nichtstaatlichen Überlieferungen, wobei der erstmals wissenschaftlich ausgewertete Bestand des Ukrainischen Pressebüros in London den wichtigsten Quellenkorpus darstellt. Konzeptionell verortet Z. die Ukrainer als periphere politische Gruppe, die die Aufmerksamkeit des Zentrums auf sich ziehen will. Den Begriff des ethnischen Lobbying übernimmt er von der sich mit Diasporagruppen beschäftigenden US-amerikanischen Politikwissenschaft² und wendet ihn auf die Beteiligung von – einen eigenen Staat anstrebenden – Nationalbewegungen an der internationalen Politik an.

Wichtigste Mittel der von Z. rekonstruierten Lobbyarbeit waren die Pressearbeit sowie die Beeinflussung von an politischen Entscheidungsprozessen und an der öffentlichen Meinungsbildung beteiligten Personen. Im Mittelpunkt der Darstellung steht die Tätigkeit des vom ukrainischstämmigen US-Staatsbürger Jakob Makohin im Spätherbst 1930 gegründeten Ukrainian Press Bureau. Die auf der Auswertung der einschlägigen Sekundärliteratur beruhenden einführenden Kapitel zur versuchten Internationalisierung der ukrainischen Frage vor 1930 stellen nur die – ein Drittel des Buchs einnehmende – Vorgeschichte zu den Aktivitäten Makohins und seiner Angestellten dar. Makohin hatte seine Heimat als junger Mann verlassen und kehrte als Ehemann einer reichen US-Amerikanerin nach Europa zurück. Dort gab er sich als Prinz Razumowski aus und behauptete, ein Nachkomme des letzten Hetmans der Ukraine zu sein. Gestützt auf das Geld seiner Ehefrau begann er eine Tätigkeit als Lobbyist für ukrainische Angelegenheiten. Dazu eröffnete er ein Pressebüro in London, dem weitere in Genf und Prag folgten. Er trat damit in Konkurrenz zu bereits bestehenden ukrainischen Auslandsbüros. Dank einer besseren Kenntnis der Funktionsweise westlicher Demokratien, moderner Medien sowie der angelsächsischen Mentalität erreichte er jedoch einen höheren Grad an Aufmerksamkeit als diese. Sein Start auf der internationalen Bühne wurde auch dadurch erleichtert, dass er Lemberg und Umgebung zur Zeit der sog. „Pazifizierungen“ durch polnische Sicherheitskräfte 1930 besucht hatte und somit als Augenzeuge der brutalen Ereignisse als besonders authentisch wahrgenommen wurde.

Der Abschnitt zu den ukrainischen Propaganda-Aktivitäten im Nachhall der Pazifikationen und ihren Folgen stellt den wertvollsten Teil der Studie dar. Dabei stehen britische Sympathisanten und Teilnehmer einer internationalen Kampagne gegen die polnische Unterdrückung der ukrainischen Minderheit im Mittelpunkt der Erzählung. Z.s Ausführungen machen deutlich, dass die Ukrainer entgegen ihrer Selbstdarstellung in ukrainischen Versammlungen und Medien zu keinem Zeitpunkt kurz davor standen, eine internationale diplomatische Intervention in den polnisch-ukrainischen Konflikt zu erreichen. Dies lag vor allem daran, dass sie ihre Lobbyarbeit auf das linksliberale und germano- bzw. sowjetophile Milieu konzentrierten und dessen Einfluss auf die britische Außenpolitik überschätzten. Gleichzeitig wurde ihre Sache dadurch geschwächt, dass die ukrainische Frage nicht als eigenständige politische Angelegenheit, sondern in Verbindung mit den Bestrebungen zur Änderung des internationalen Systems durch Deutschland und die Sowjetunion wahrge-

² DAVID M. PAUL, RACHEL ANDERSON: *Ethnic Lobbies and US Foreign Policy*, Boulder/CO 2009.

nommen wurde. Dazu trug auch das Fehlen einer international angesehenen ukrainischen Persönlichkeit vom Format eines Masaryk oder Paderewski bei. Der über keine höhere Bildung verfügende Neureiche Makohin konnte diese Lücke nicht füllen. Er wurde in den maßgeblichen Kreisen der internationalen Politik vielmehr als zwielichtige Figur wahrgenommen, der Verbindungen zum sowjetischen Geheimdienst nachgesagt wurden.

Auch in Z.s Schlussfolgerungen nimmt die Pazifikation einen besonderen Rang ein. Der Autor präsentiert hier eine stellenweise harsche Abrechnung mit den bisherigen Forschungsergebnissen ukrainischer und polnischer Historiker und wirft seinen Kollegen unter anderem vor, dass sie die Narrative ihrer Protagonisten – sei es der ukrainischen Lobbyisten oder der polnischen Ausgleichspolitiker – kritiklos übernommen hätten und sich in ihrer Wertung vom Wissen über den Fortgang der Geschichte hätten beeinflussen lassen. Dem gegenüber betont Z. zu Recht, dass die 1930 von Polen durchgeführte Pazifikation (und das internationale Echo darauf) in keinerlei Zusammenhang mit der territorialen Neugestaltung der polnisch-ukrainischen (bzw. polnisch-sowjetischen) Grenze gegen Ende des Zweiten Weltkriegs stehe.

Dennoch zeigt die Lektüre, dass auch erfolgloses ethnisches Lobbying ein lohnendes Studienobjekt darstellt. Der Autor gibt in seinem Buch interessante Einblicke hinter die Kulissen der internationalen Politik. Beispielsweise gelingt es ihm nachzuweisen, dass alle die zahlreichen parlamentarischen Anfragen in beiden Kammern des britischen Parlaments auf Anregungen von Ukrainern oder ihrer englischen Mitarbeiter zurückgingen. Die internationale Öffentlichkeit ging demnach fälschlicherweise von einem starken Interesse der englischen politischen Elite an der ukrainischen Frage aus. Dennoch deutet der Autor dies nicht als Erfolg, da die Anfragen trotz einer vorübergehenden Desorientierung gewisser Kreise der internationalen Politik, die von einer Unterstützung ukrainischer Autonomiebestrebungen durch die britische Regierung ausgingen, letztendlich keine Konsequenzen gehabt hätten. Dieser Interpretation ist sicherlich zuzustimmen, wenn die Ereignisse mit Blick auf die polnisch-ukrainische Geschichte gewertet werden. In einem breiteren Kontext nützte dies den Deutschen, da sich die Wahrnehmung Polens als gegenüber Minderheiten intoleranter Staat verfestigte.

Der deutsche Anteil des ukrainischen Lobbyings, sei es in Form materieller, personeller oder ideeller Unterstützung durch deutsche Regierungsstellen oder semioffizielle Akteure, steht jedoch nicht im Fokus von Z.s Ausführungen, weshalb sich eine Verknüpfung seiner Ergebnisse mit den jüngst von Frank Golczewski³ detailliert beschriebenen deutsch-ukrainischen Beziehungen in der Zwischenkriegszeit anbietet. Dennoch bleibt beim derzeitigen Forschungsstand die Rolle der von Z. mehrfach genannten – bei Golczewski aber unberücksichtigten – international agierenden deutschen Minderheitenaktivisten aus dem Umfeld des Europäischen Nationalitätenkongresses – wie Ewald Ammende und Nikolaus von Berg – unklar.⁴ Bei der Lektüre fällt weiterhin auf, dass viele der britischen Freunde der Ukraine mit der für die Korridor- und Danzig-Propaganda im Ausland verantwortlichen Wirtschaftspolitischen Gesellschaft von Margarete Gärtner in Verbindung standen.⁵ Es bleibt zu hoffen, dass dieser deutsche Faktor des ukrainischen Lobbyings in Großbritannien in zukünftigen Forschungsarbeiten aufgegriffen wird.

Bern

Stefan Dyroff

³ FRANK GOLCZEWSKI: *Deutsche und Ukrainer 1914-1939*, Paderborn 2010.

⁴ SABINE BAMBERGER-STEMMANN: *Der Europäische Nationalitätenkongress 1925 bis 1938. Nationale Minderheiten zwischen Lobbyistentum und Großmachtinteressen*, Marburg 2000.

⁵ MARGARETE GÄRTNER: *Botschafterin des guten Willens. Außenpolitische Arbeit 1914-1950*, Bonn 1955.

Jaroslav Šebek: Sudetendeutscher Katholizismus auf dem Kreuzweg. Politische Aktivitäten der sudetendeutschen Katholiken in der Ersten Tschechoslowakischen Republik in den 30er Jahren. (Kirche und Gesellschaft im Karpaten-Donauraum, Bd. 2.) Lit. Berlin u.a. 2010. 263 S. ISBN 978-3-8258-9433-7. (€ 29,-)

Die tschechische Geschichtsschreibung der letzten zwanzig Jahre holt die Defizite in jenen Bereichen nach, denen sie vor 1989 weniger Aufmerksamkeit geschenkt hat. Auch der tschechische Historiker Jaroslav Šebek trägt mit seiner vorliegenden Arbeit zu diesem Prozess bei – auf Grundlage seiner Dissertation ist sie zunächst auf Tschechisch erschienen.¹ Der Vollständigkeit halber hätte man im Vorwort auf diese Publikation hinweisen können, denn im Grunde handelt es sich um identische Texte, die deutsche Version ist nur kürzer und anders gegliedert (statt sechs Hauptkapiteln enthält es vier). Die Gliederung der deutschsprachigen Fassung sowie der Untertitel deuten an, dass sich das vorliegende Werk vor allem auf die 1930er Jahre konzentriert, während die vorangegangene Epoche im Vergleich zur tschechischen Version ein wenig in den Hintergrund tritt.

Š.s. Buch über den sudetendeutschen Katholizismus ist eigentlich eine genuine Geschichte der Deutschen Christlichsozialen Volkspartei (DCV) in der Tschechoslowakei. Sie beginnt mit dem Entstehen der christlich-sozialen Bewegung in den 1880er Jahren im cisleithanischen Teil Österreich-Ungarns und erfuh durch den Zerfall der Monarchie und die Gründung der Tschechoslowakei einen tiefen Einschnitt. Die deutsche Bevölkerung befand sich im neuen Staat in der Position einer nationalen Minderheit, zudem im Umfeld der stärksten antikatholischen Bewegung aller Nachfolgestaaten von Österreich-Ungarn. Das erste Kapitel verfolgt den weiteren Weg der DCV vom November 1919, als die Parteidelegierten den tschechoslowakischen Staat anerkannten, bis zur Beteiligung an der Koalitionsregierung bürgerlicher Parteien in den Jahren 1926-1929. Im ersten Kapitel widmet sich Š. auch der Parteistruktur – ihrem Programm, ihrer Organisation, der Mitgliederbasis, der Parteipresse, den deutschen christlichen Organisationen und den der Partei nahe stehenden Vereinen.

Der Schwerpunkt der Ausführungen liegt jedoch zweifellos in der Nachzeichnung des Schicksals der Partei in den 1930er Jahren; ihr sind die folgenden drei Kapitel gewidmet. Die weitere Entwicklung der christlich-sozialen Bewegung war durch zwei große historische Ereignisse gekennzeichnet – die Weltwirtschaftskrise und Adolf Hitlers Aufstieg zur Macht. Dies ermöglicht es dem Autor, den sudetendeutschen politischen Katholizismus in einen breiteren zeitgeschichtlichen Zusammenhang einzubetten. An der Wende von den 1920er zu den 1930er Jahren steigerte sich das Interesse der katholischen Kirche und des politischen Katholizismus an der sozialen Frage. Š. legt dar, wie die DCV in den böhmischen Ländern auf die geänderten Verhältnisse reagierte und sich als Verteidigerin der Interessen der mittleren Bevölkerungsschichten stilisierte, insbesondere der kleinen Händler, Gewerbetreibenden und Handwerker, die von der Krise am stärksten betroffen waren. Besondere Aufmerksamkeit widmet er der Enzyklika *Quadragesimo anno* von Papst Pius XI. aus dem Jahre 1931, die unter den Sudetendeutschen einen außergewöhnlichen Zuspruch fand. Die Christlich-Sozialen sahen darin eine Unterstützung für ihr Programm und Argumente gegen ihre größten ideologischen Gegner – den Liberalismus und den Marxismus. In der Idee der Ständeordnung, die in der Enzyklika entwickelt wird, erblickte der politische Katholizismus – angesichts der Krise der parlamentarischen Demokratie und des Liberalismus – eine Antwort auf die Probleme der Zeit.

¹ JAROSLAV ŠEBEK: Mezi křížem a národem. Politické prostředí sudetoněmeckého katolicismu v meziválečném Československu [Zwischen Kreuz und Nation. Das politische Milieu des sudetendeutschen Katholizismus in der Tschechoslowakei der Zwischenkriegszeit], Brno 2006.

Die Wirtschaftskrise hält Š. für einen der entscheidenden Faktoren der nationalen Radikalisierung der sudetendeutschen Bevölkerung. Er betont wiederholt, dass in der DCV immer zwei Flügel existiert hätten. Jener, der den nationalen Prinzipien den Vorzug vor universalen Prinzipien gegeben hatte, erlangte um 1930 die Oberhand – zum Nachteil derer, die mit der tschechoslowakischen Regierung kooperieren wollten. In dieser Zeit befreite sich die Partei aus einer gewissen Isolation, zu der auch ihr Gang in die Opposition 1929 beigetragen hatte. Š. weist dabei auf einen wichtigen Umstand hin: Der DCV war es nicht gelungen, die Jugend zu gewinnen, die dem politischen Katholizismus gegenüber misstrauisch geblieben war. Darin unterschied sie sich von ihrem tschechischen Pendant, der Tschechoslowakischen Volkspartei (Československá strana lidová), mit der die tschechischen christlichen Jugendorganisationen eng verbunden waren.

Eine zentrale Rolle spielte der Aufschwung des Faschismus in Deutschland und des radikalen Nationalismus unter den Sudetendeutschen für das Schicksal der DCV. Zwei Kapitel widmen sich ihrer Beziehung zu diesen beiden Phänomenen – also die Hälfte des Buches. Der Vf. konstatiert, dass die sudetendeutschen katholischen Vereine die Ideen des Nationalsozialismus anfänglich abgelehnt hätten. Dennoch existierten aber einige Berührungspunkte, wie der Antimarxismus, der Antisemitismus und der Nationalismus, die es verhinderten, dass sich die DCV z.B. von der Deutschen Nationalsozialistischen Arbeiterpartei distanzierte, die in der Tschechoslowakei bis 1933 wirkte. Die dortige politische Landschaft wurde durch den Erfolg der sudetendeutschen Einigungsbewegung deutlich verändert. Aus Š.s. Ausführungen geht eindeutig hervor, dass Konrad Henleins Sudetendeutsche Heimatfront (seit 1935 Sudetendeutsche Partei, SdP) für die DCV ein übermächtiger Gegner war und ihr Mitglieder und Stimmen entzog, und zwar auch in traditionell christlich-sozialen Bastionen. Das neue Kräfteverhältnis bestätigten die Parlamentswahlen 1935, als die SdP einen deutlichen Erfolg verzeichnete, während die Christlich-Sozialen durchfielen. Das Vorgehen der DCV seit dieser Zeit charakterisiert Š. als eher defensiv – deren Bemühungen, die Barrieren zwischen den einzelnen katholischen Parteien in der Tschechoslowakei zu überwinden, seien fehlgeschlagen. Ebenso widmet er sich detailliert dem sogenannten „Jungaktivismus“, also dem letzten Versuch von deutscher Seite, sich an der tschechoslowakischen Regierung zu beteiligen. Hierum bemühten sich außer dem DCV auch die traditionell „aktivistischen Parteien“: der agrarische Bund der Landwirte und die Deutsche Sozialdemokratische Arbeiterpartei. Š. erachtet den „Jungaktivismus“ – wie schon die Bezeichnung verrät – als eine generationsspezifische Angelegenheit; seine Sprecher gehörten bereits zu einer neuen Politikergeneration, die nicht durch das politische Denken aus der Zeit der österreichisch-ungarischen Monarchie belastet war. Mit Bedauern stellt er jedoch fest, dass diese deutsche Initiative auf tschechischer Seite nicht die gebührende Anerkennung gefunden habe.

Š.s. *Sudetendeutscher Katholizismus* ist eine klassische Arbeit im Sinne einer traditionell aufgefassten politischen Geschichte. Sie überzeugt durch ihre übersichtliche Gliederung, die klare Formulierung der Probleme und der Erkenntnisse, durch den Umfang der bearbeiteten Literatur und der analysierten Quellen. So liegt eine der besten jemals erschienenen tschechischen Monografien zur Geschichte einer politischen Partei vor. Sie füllt eine weitere Lücke in der Erforschung der tschechoslowakischen Geschichte der Zwischenkriegszeit und erweitert das Wissen um die politische Kultur der Sudetendeutschen maßgeblich, hatten sich doch bisher Historikerinnen und Historiker im Rahmen der Erforschung der Sudetendeutschen vor allem auf die irredentistische Bewegung konzentriert. Der Vf. charakterisiert die Christlich-Sozialen als Pragmatiker, die sich stets mehrere Optionen offen halten wollten. Sie waren bemüht, die nationalen Interessen der Sudetendeutschen zu verteidigen, ohne sich aber dabei extremistischen Kräften auszuliefern, und wollten vertrauenswürdige Partner für den tschechoslowakischen Staat bleiben. Das Wesen der Christlich-Sozialen deutet die Metapher im Titel an – der „Kreuzweg“. Im Unterschied zum Tschechischen hat dieses Wort zwei Bedeutungen („Scheideweg“ – „Leidensweg“), und beide erfassen das Wirken der sudetendeutschen Christlich-Sozialen in den 1920er

und 1930er Jahren – als ob sie fortwährend an einer Kreuzung gestanden und sich hätten entscheiden müssen, in welche Richtung es weitergeht. Wie es scheint, wäre jeder mögliche Weg ein Leidensweg gewesen.

Brno

Milan Řepa

Wolfgang Curilla: Der Judenmord in Polen und die deutsche Ordnungspolizei. 1939-1945. Schöningh. Paderborn – München 2011. 1035 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-506-77043-1. (€ 58,-)

Bereits vor einigen Jahren hat der ehemalige Hamburger Senator Wolfgang Curilla eine umfangreiche Darstellung zur Ordnungspolizei in Weißrussland und dem Baltikum vorgelegt, die ihn zweifellos als einen der tiefsten Kenner dieser zahlenmäßig bedeutenden und – wie er überzeugend hat belegen können – für den Holocaust eminent wichtigen Einheit von Himmlers Polizeiapparat ausweisen.

Der nun vorliegende Band lässt sich also als eine Art Fortsetzung auffassen, die sich mit einem nicht minder wichtigen Territorium, namentlich dem besetzten Polen und der Rolle der dort stationierten Ordnungspolizei befasst. Hinsichtlich der Frage nach der Rolle der Ordnungspolizei bei der Durchführung des Mordes an den europäischen Juden dürfte mit den beiden nun vorliegenden Bänden das mit Abstand wichtigste Gebiet nationalsozialistischer Massenverbrechen erfasst sein.

Nicht nur angesichts der Thematik als solcher, sondern auch und wichtiger noch wegen der administrativ-hierarchisch höchst unterschiedlich ausgestalteten Territorien, in die Polen faktisch aufgeteilt war (Generalgouvernement, Gebiet Białystok, Reichsgaue Danzig-Westpreußen und Wartheland, Regierungsbezirke Zichenau und Kattowitz), stellt eine Gesamtdarstellung der Ordnungspolizei für dieses Gebiet eine Herausforderung *sui generis* dar. Nach einer allgemeinen Einführung zur nationalsozialistischen Judenverfolgung in Polen nach dem 1. September 1939 geht der Vf. territorial vor und gliedert seine Darstellung entlang der genannten Gebiete, wobei den Distrikten des Generalgouvernements (allerdings ohne den erst im August 1941 inkorporierten Distrikt Lemberg) der überwiegende Platz zukommt. Ein Abschnitt mit einem Quantifizierungsversuch, einem Ausblick auf den weiteren Werdegang der Polizeiangehörigen sowie zu den Motiven der Täter schließt den Band ab.

Dass das Generalgouvernement auf diese Weise nur unvollständig präsentiert wird, verweist auf eine etwas eigenwillige Festlegung des Territoriums durch den Vf., die *cum grano salis* auf die polnische Westgrenze von 1939 und die Ostgrenze von 1945 hinausläuft. Eine Abgrenzung zum im ersten Band von 2006 behandelten baltischen und weißrussischen Raum versteht sich, die Nichtberücksichtigung des Distrikts Lemberg dagegen erschließt sich dem Leser nicht.

Der Vf. greift in seiner ausgesprochen detailreichen Darstellung der Struktur und des Einsatzes der Ordnungspolizei vor allem auf „Entscheidungen der Gerichte und Staatsanwaltschaften aus mehreren hundert Ermittlungs- und Strafverfahren“ (S. 16) zurück, und die Liste der berücksichtigten Prozessunterlagen liest sich in der Tat beeindruckend. In der Tagespresse wurde das Buch dementsprechend als „ein unverzichtbares Hilfsmittel für die Geschichtsschreibung“ gelobt.¹ Hilfreich ist das Buch ganz zweifellos, und für die Akribie auch beim kleinsten Detail ist dem Vf. die Anerkennung sicher. Dass er dafür laut dem Rezensenten der FAZ die „entsprechende, zumeist deutsche, Forschungsliteratur sowie Quelleneditionen“ zuzüglich der Akten jurisdiktorischer Provenienz gesichtet hat, ist zwar richtig, allerdings verbirgt sich dahinter leider auch ein sehr grundlegendes Problem.

¹ MICHAEL WILDT: Grausamkeit durch Gruppendruck, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 26.11.2011.

Es ist dem Vf. nämlich bis auf sehr wenige Ausnahmen nicht eingefallen, polnische Fachliteratur, geschweige denn polnische Archivalien in seine Forschungen mit einzubeziehen. Dass dem Autor hierfür vermutlich die nötigen Sprachkenntnisse fehlen (so fehlen auf den über 1000 Seiten sämtliche diakritische Zeichen polnischer Begriffe, Ortsnamen etc.), reicht hier als Argument aber nicht aus. Niemand würde ernsthaft auf die Idee kommen, die deutsche Militärverwaltung in Frankreich ohne französischsprachige Quellen oder Darstellungen auf über 1000 Seiten abzuhandeln – warum aber sollte man dies für legitim halten, sobald es sich nicht um West-, sondern um Ost(mittel)europa handelt? Zumindest hätte man erwarten dürfen, dass diese Lücke in der Einleitung in geeigneter Form benannt und problematisiert wird.

Schon von daher wäre es vermutlich sinnvoller gewesen, den Band als Nachschlagewerk für die Ordnungspolizei auf der Grundlage bundesdeutscher Ermittlungsakten zu konzipieren, denn die Spezifik des Quellenmaterials schlägt sich an zahlreichen Stellen auf die Narration des Textes nieder. Dieses Manko versucht der Vf. mit ausführlichen Schilderungen auf Grundlage der publizierten (auch hier nur deutsch- bzw. englischsprachigen) Forschungsliteratur zu kompensieren. Viele dieser Schilderungen – etwa zur Geschichte des Ghettos Litzmannstadt oder zum Vernichtungslager Kulmhof, um nur zwei Beispiele zu nennen – erscheinen jedoch überflüssig, weil man dies andernorts kompetenter nachlesen kann. Nicht unproblematisch ist auch, dass C. bei Zahlen beispielsweise von Opfern einzelner Massaker o.Ä. in den Fußnoten immer eine Vielzahl der in der Literatur *ab ovo* reproduzierten Zahlen bzw. Schätzungen angibt, ohne sich darum zu bemühen, hier eine Synthese oder wenigstens die seiner Abschätzung nach wahrscheinlichste Variante – und sei es nur die in der Forschung jüngst genannte – zu finden. Im Falle etwa des Vernichtungslagers Kulmhof die Spannbreite der seit 1945 diskutierten Opferzahlen von 150 000 bis 300 000 Menschen unvermittelt nebeneinanderzustellen, ist unverständlich, weil letztere Zahl in der Forschung bereits seit den 1960er Jahren nicht mehr ernsthaft vertreten wurde. Zudem wird dem Leser auch nicht plausibel gemacht, woher solche Divergenzen tatsächlich stammen.

Fünfzehn Jahre nach so grundlegenden Debatten über die Ordnungspolizei, wie sie von Christopher Browning² und Daniel J. Goldhagen³ Mitte der 1990er Jahre angestoßen wurden, hat sich das Wissen über die Rolle der Ordnungspolizei zweifellos erheblich erweitert. Selbstverständlich bietet C.s Band eine schier unüberschaubare Fülle an Informationen über die tiefe Verstrickung, ja integrale Teilhabe der Ordnungspolizei an den Massenverbrechen im besetzten Polen. So ambitioniert dieses Werk zweifellos auch ist – eine jahrzehntelange Forschungsleistung des Landes, mit dem man sich beschäftigt, so beiseite zu lassen, muss aus methodischen und empirischen Gründen als Sackgasse bezeichnet werden.

Berlin

Ingo Loose

² CHRISTOPHER R. BROWNING: *Ordinary Men. Reserve Police Battalion 101 and the Final Solution*, New York 1992.

³ DANIEL J. GOLDHAGEN: *Hitler's Willing Executioners. Ordinary Germans and the Holocaust*, New York 1996.

Barbara Engelking: „*Jest taki piękny słoneczny dzień ...*“ *Losy Żydów szukających ratunku na wsi polskiej 1942-1945.* [„Es ist so ein schöner sonniger Tag ...“ Schicksale rettungsuchender Juden auf dem polnischen Land 1942-1945.] Stowarzyszenie Centrum Badań nad Zagładą Żydów. Warszawa 2011. 288 S. ISBN 978-83-932202-2-9 (PLN 34,-.)

Barbara Engelking's Ziel ist es, das Geschehen unter der polnischen Landbevölkerung zwischen 1939 und 1945 unter anthropologischen und soziologischen Gesichtspunkten zu beschreiben (S. 13 f.). Dabei interessiert sie freilich allein „die jüdische Seite der Medaille“ (S. 13) – sie sieht darin eine legitime Einschränkung. Das Buch enthält längere

erzählende Partien, deren Stil alle Bewunderung verdient. Überdies hat es eine klare Struktur. In der umfangreichen Einführung äußert sich die Autorin ausführlich zu Methode und Fragestellung ihrer Studie. Ein Ortsregister ist vorhanden.

E. wählt das Dorf im Generalgouvernement als Untersuchungsgegenstand, weil dieser spezifisch sei, zum einen aufgrund der bäuerlichen Mentalität und der daraus resultierenden speziellen Beziehungen zwischen der jüdischen Bevölkerung und den polnischen Bauern, zum anderen bedingt durch die lokale Topografie und die Architektur eines polnischen Dorfes. Die Gestalt des Dorfes, das als eine „monolithische Größe“ aufgefasst wird (S. 257), unterschied die Suche nach Rettung grundlegend von der in einer Stadt, so die These. Dieses Dorf stellt also das deklarierte „polnische Land“ dar, doch entspricht eine solche Gleichsetzung der heutigen polnischen Wirklichkeit, weniger jedoch derjenigen aus der Vorkriegs- und der Kriegszeit. Den Terminus „Bauer“ verwendet E. klassenbezogen und dabei auch undifferenziert.

Als Quellen dienen E. in Sonderheit zeitgenössische und reflektierte Erinnerungen von Überlebenden, zumal Kindern, ferner polnische Gerichtsakten aus der Nachkriegszeit, in welchen die Beteiligung von Landbewohnern an der Erpressung und Auslieferung versteckter Juden geahndet wurde, und verschiedene andere Überlieferungen, wie Filme, Internet und Qualifikationsarbeiten an Universitäten. Darüber hinaus wurde die umfangreiche Literatur ausgewertet.

Aus dem Rückblick auf den Forschungsstand zum polnischen Dorf in der Zeit der deutschen Besatzung wird deutlich, dass die Untersuchung von E. im Schnittbereich von Anthropologie, Soziologie und Geschichte liegt. Verwiesen wird explizit auf die unzulängliche Erforschung des Themas durch polnische Historiker: Es gibt offenkundig nur schwarz-weiße Geschichtsbilder, Verfolgung und Martyrologie der einen, der Juden, und einstimmiger und heldenhafter Kampf gegen die „Besatzer“ der anderen, der Polen.

Das Buch setzt sich aus zwei großen Abschnitten zusammen, einem ersten mit dem Titel „Im Versteck“ und einem zweiten mit der Überschrift „Untergang“. Im ersten Teil werden die beginnende Ghettoisierung der Juden, ihre Flucht und ihr Umherirren, ferner die Gewährung und Verweigerung von Hilfe seitens der polnischen Bauern, die Ausraubung der Juden, die Grundlagen und Bedingungen ihrer Lebenshaltung im Versteck und zuletzt das Bild des Bauern in den Augen eines nach Rettung suchenden Juden dargestellt. Nach E. waren die Verwalter des Terrains, auf dem sich die nach Rettung suchenden Juden bewegten, die Polen, die Herren des Raumes, in dem sich alles abspielte, die Deutschen. Die Erzähler der Geschichte in diesem Raum sollen die Überlebenden sein. Folglich hat dieser Teil, wie die gesamte Studie, einen narrativen Charakter.

Im zweiten großen Abschnitt des Buchs wird dargestellt, wie die Juden ums Leben gebracht wurden; so die Verfolgungsjagd, die Übergabe an deutsche Behörden, die Ängste und die Ermordung selbst. Die Täuschung der jüdischen Nachbarn und Hilfesuchenden durch die christlichen Bauern war ein Massenphänomen; häufig wurde ein Versteck nur angeboten, um es später zu verraten. Gleichfalls hat die Vf. zahlreiche Belege für Jagdspiele gesammelt: seitens polnischer Kinder gegenüber Juden, die sich auf den Dorfstraßen blicken ließen, und seitens der Erwachsenen. Der Autorin zufolge lag ihnen eine „angeborene Erbarmungslosigkeit“ (wrodzony brak miłosierdzia, S. 145) zugrunde. Da E. sich auf diejenigen Bauern konzentriert, die Juden verfolgten, und nicht die Hilfsbereiten unter ihnen betrachtet, die Juden halfen, fällt das skizzierte Bild entsprechend verzerrt aus. Einige dieser Helfer nennt sie jedoch auch, allerdings nur als „Einstieg“ in ihre Erörterungen; liest man weiter über die anschließenden Untaten, werden Emotionen geweckt (z.B. S. 145, 197).

Ähnlich ist im Übrigen das letzte Kapitel aufgebaut, in dem Morde polnischer Bauern – und auch polnischer Partisanen – an Juden beschrieben werden. Tatsächlich waren solche Morde mit Sicherheit nicht exemplarisch, wie die Gerichtsakten bezeugen, die E. am Schluss der Studie aufzählt. Wie in den vorherigen Kapiteln stellt man eine Klimax fest: Man liest zunächst über solche Fälle der „Beseitigung“ von Juden, auch jüdischer Kinder,

die durch die Nachkriegsgerichtsbarkeit milde bestraft wurden, weil der Bauer auf diese Weise seine Familie vor den Deutschen rettete (S. 217). Dem folgen dann Darstellungen einer durch nichts mehr zu entschuldigenden Barbarei. Die Steigerung mittels einer solchen literarischen Darstellungsweise trägt zur guten Lesbarkeit der Texte bei, doch lässt sie auch das gute Gefühl des „Finis coronat opus“ aufkommen.

Während die Deutschen die Urheber des Holocausts waren, seien die polnischen Bauern – so fasst es die Autorin zusammen – „Volontäre [...] beim Todeswerk an den Juden“ gewesen (S. 257). Ferner deutet sie darauf hin, dass in den beiden ersten Zeitabschnitten der Besetzung, die von Ausgrenzung und Ermordung gekennzeichnet waren, die Möglichkeiten der christlichen Bauern, den Juden zu helfen, sehr beschränkt gewesen seien. Im dritten Zeitabschnitt, welcher von der Jagd und Liquidierung der Juden gekennzeichnet gewesen war, kam den Bauern eine Schlüsselrolle zu. Daraus resultierte ihr Status, zunächst Zeugen des Holocausts, später, obwohl auch Opfer, zugleich allzu oft Helfer der Deutschen geworden zu sein. E. deutet die untersuchten Vorgänge häufig psychologisch, betrachtet die Motive und Gründe für die „bösen Handlungen“, denen Angst, Gier, Hass und „einfache menschliche Gemeinheit“ zugrunde lagen (S. 259). Wie ein roter Faden durchzieht das Buch die Wendung „Wüste des Menschlichen“ (*pustynia ludzka*), um die anthropologischen und soziologischen Besonderheiten des polnischen Dorfes während der deutschen Besetzung zu charakterisieren.

Insgesamt eröffnet das Buch eine neue Perspektive auf die Mechanismen der Verfolgung und Ermordung der Juden in den ländlichen Regionen des Generalgouvernements während des Zweiten Weltkriegs, doch liefert es kaum eine Anthropologie des polnischen Dorfes jener Zeit. Denn die Vf. verzichtet auf eine umfassende Betrachtung von Individuen, kleinen Gruppen und somit des gesamten Dorfes als einer sozialen Einheit. Sie bietet vielmehr eine beeindruckende Anzahl von Einzelschicksalen, die sie einordnet. Es gelingt ihr, eine Systematisierung der Verhaltensmuster von Tätern und Opfern vorzulegen; diese Systematisierung ist aufgrund der Quantität und Qualität der Quellen überzeugend und für die Forschung von großem Wert. Besonders beeindruckend ist dabei die Sicht der jüdischen (Klein-)Kinder.

Das Buch ist aber keine historische Synthese, sondern ein Einstieg in parallele Untersuchungen des jüdischen Verfolgungsschicksals und des Kriegsalltags der Bauern in Polen zwischen 1939 und 1945. Man vermisst z.B. eine Untersuchung des Verhältnisses zwischen den katholisch geprägten Bauern und den nach Rettung suchenden jüdischen Kindern unter Berücksichtigung des Verhältnisses zwischen Erwachsenen und Kindern, zumal in den ländlichen, katholisch geprägten Regionen. Gleichfalls fehlt die Perspektive, wie das Verhältnis der polnischen Bauern zu Nachbarn anderer Konfessionen in der Zwischenkriegszeit war, z.B. zu Orthodoxen. Eine womöglich vor 1939 bereits vorhandene soziale Pathologie auf dem polnischen Land war für die Rettung oder Preisgabe der Juden wahrscheinlich nicht entscheidend, trug aber dazu bei, dass im entscheidenden Moment die Bereitschaft fehlte, sich der jüdischen Kinder zu erbarmen. Fraglich sind auch die Ausführungen über die Motive der Täter, wenn die Wirkung der rassenideologischen Propaganda der Besatzungsmacht auf die polnische (Bauern-)Gesellschaft unberücksichtigt bleibt. Hierzu gäbe es Untersuchungen¹, auf die man hätte eventuell auch kritisch zurückgreifen können.

¹ LARS JOCKHECK: *Propaganda im Generalgouvernement*, Osnabrück 2006; TOMASZ GŁOWIŃSKI: *O nowy porządek europejski. Ewolucja hitlerowskiej propagandy politycznej wobec Polaków w Generalnym Gubernatorstwie 1939-1945* [Um eine europäische ‚Neue Ordnung‘. Die Entwicklung der nationalsozialistischen politischen Propaganda gegenüber den Polen im Generalgouvernement 1939-1945], Warszawa 2000.

Somit ist der Autorin weniger an einer Anthropologie der polnischen Landbevölkerung gelegen als vielmehr daran, der Gerechtigkeit in der Geschichtsschreibung aufzuhelfen. Dem ist Anerkennung zu zollen. Doch gerade diese Einschränkung macht es unmöglich, das polnische Dorf in der Zeit der deutschen Besatzung ausschließlich aufgrund des Verhältnisses der christlichen Bauern zur Verfolgung und Ermordung ihrer jüdischen Nachbarn umfassend zu beschreiben.

Regensburg

Roman Smolorz

Zur Ästhetik des Verlusts. Bilder von Heimat, Flucht und Vertreibung. Hrsg. von Elisabeth Fendl. (Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts, Bd. 12.) Waxmann. Münster u.a. 2010. 281 S., zahlr. Ill., graph. Darst., Kt. ISBN 978-3-8309-2486-9. (€ 29,90.)

Mit diesem Konferenzband (die hier dokumentierte Tagung des Künzig-Instituts für ostdeutsche Volkskunde hat im Juli 2009 stattgefunden) wird ein interessanter, zumindest für die Rezensentin neuer Aspekt des „Flucht und Vertreibung“-Themas anschaulich – nämlich die Art und Weise, in der sich Zeitzeugen und Nachgeborene des Exodus erinnern. Auf diese Metaebene kann sich begeben, wer auf Ergebnisse der Historiografie, Politikwissenschaft sowie der Literatur- und anderer Kunstwissenschaften zugreifen kann. Dieser multiperspektivische Blick äußert sich in einer Vielzahl von Anmerkungen, Quellenangaben, Verweisen auf weiterführende Literatur. So störend sich dies auf das Lesetempo des (durchaus angesprochenen) Laien auswirkt, so dankbar werden wissenschaftlich Interessierte an den Ergebnissen solider Recherche partizipieren. Im aktuellen Diskurs um wissenschaftliche Redlichkeit verdient dieser – eigentlich selbstverständliche – Umgang der elf Referentinnen und Referenten mit ihren Lese Früchten gesonderte Erwähnung.

Den Band leitet ein Themenaufriss aus der Feder Konrad Köstlins ein, Ordinarius am Institut für Ethnologie an der Universität Wien. Er stellt zunächst die „Völkerwanderungen des 20. Jahrhunderts“ in einen historischen Kontext und konstatiert, dass die Ikonografie des Heimwehs schon immer den öffentlichen Raum besetzt habe. „Bild“ definiert er sehr weit – nämlich als „konventionalisierte Möglichkeit der Veranschaulichung des Transzendente“ (S. 9). Es spende denjenigen Trost, die „Bilder und Aktionen“ akzeptieren (vgl. ebenda) und ihren Code entschlüsseln können. Damit rückt er den gemeinsamen Zeichenvorrat von Bildschöpfern und Rezipienten in den Fokus der Aufmerksamkeit: „Der Blick in die Vergangenheit ändert sich, weil die Blickenden sich ändern“ (S. 16). Das wird sehr deutlich in dem nicht nur faktenreichen, sondern auch gut gegliederten Beitrag von Tim Völkerling zu musealen Gedenkortern. Er zeigt, wie sich deren Charakter zwischen 1950 und heute grundsätzlich geändert hat. Dass Völkerling (der zu diesem Thema promovieren wird) die aktuelle Debatte um ein „Denkmal gegen Vertreibung“ nicht nur paraphrasiert, sondern Stellung bezieht, wird Funktionäre von Vertriebenenverbänden vermutlich ebenso wenig freuen wie die Rezensentin überlesen kann, dass bei ihm (wie auch in anderen Beiträgen) von „Deutschland“ die Rede ist, wenn doch eindeutig die BRD vor 1990 gemeint sein dürfte. So heißt es beispielsweise: „Denn seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs werden die Ereignisse von Flucht und Vertreibung [...] nicht nur intensiv erforscht [...]. Ihrer wurde [...] sowohl im privaten als auch öffentlichen Raum in vielfältiger Weise gedacht.“ (S. 79). Schade, dass die deutsche Teilung mit ihrer je unterschiedlichen Erinnerungskultur nicht nur in diesem Referat keine Erwähnung gefunden hat.

Vielleicht liegt es daran, dass fast alle Beiträger – soweit die Kurzbiografien am Bandende diese Rückschlüsse ermöglichen – zur Kinder- bzw. Enkelgeneration der Zeitzeugen von Flucht und Vertreibung zählen, quasi erst in die Nachkriegsjahre „Hineingeborene“ sind, wie man es in Anlehnung an einen Gedichtband von Uwe Kolbe ausdrücken könnte. Ob die Familiengeschichte eine emotionale Nähe zum Thema begründet, ist für den Leser nicht feststellbar. Die Mehrzahl der Beiträger hat Volkskunde studiert, oft in Kombination mit Geschichte oder Kunstwissenschaften. Das ergibt im Rahmen des Generalthemas eine beachtliche inhaltliche Breite.

Elisabeth Fendl stellt populäre Inszenierungen der Vertreibung vor, die von der Briefmarkengestaltung bis zum dörflichen Festumzug reichen. Mit ihrem Beitrag über Heimatstuben ergänzt Cornelia Eisler den Beitrag von Völkerling, und Henrike Hampe wendet sich der identitätsstiftenden beziehungsweise ausgrenzenden Funktion von Trachten zu. Mit Gewinn zu lesen ist auch der Beitrag von Stephan Scholz, der sich mit der religiösen Konnotation des Bildes von der „Mutter Heimat“ auseinandersetzt und zusammen mit dem Beitrag Tobias Wegers über Denkmale im öffentlichen Raum – einem Aufsatz, der erfreulicherweise auch namenkundliche Aspekte aufgreift – eine Brücke zu den musealen Formen des Gedenkens schlägt.

Über Vertreibungs- und Vertriebenenliteratur gibt es inzwischen so viele Arbeiten, dass es immer schwerer fällt, dem Thema Neues abzugewinnen. Daher vermisse ich diesen Aspekt im vorliegenden Band nicht – wengleich man ihn neben Referaten zu Musik (Annelie Kürsten: „Wie klingt Heimat?“) und bildender Kunst hätte erwarten können. Wichtiger erscheint es mir, dass einmal Foto- und Heimatbücher (von Jutta Faehndrich und Karl Braun) unter die Lupe genommen und mit unbestechlichem, von keinem Ressentiment verschleierte Blick analysiert werden. Man kann Faehndrich nur zustimmen: „Heimatbücher [...] stellen eine nicht nur umfangreiche, sondern auch konzeptionell ganz eigenständige Schriftenklasse dar, die als solche wenig erforscht worden ist“ (S. 221). Das gilt sicherlich auch für die regionalen Zeitschriften der Vertriebenenverbände – sie harren ebenso der kritischen Würdigung wie die Mehrzahl der in den Vertreibungsgebieten erschienenen Bildbände. Mit vier derartigen Publikationen über Reichenberg (Liberec) beschäftigt sich Braun und kommt zu dem Schluss, dass sich die heutigen Bewohner „dem Geschehen vor gut einem halben Jahrhundert, in positiven wie in negativen Aspekten“ (S. 250), erst ansatzweise gestellt hätten – eine Beobachtung, deren Allgemeingültigkeit an weiteren Bänden zu überprüfen wäre. Hingegen ist seinem Appell zu einem neuem Umgang mit Erinnerungskultur (S. 249) bedingungslos beizupflichten – und zwar gilt diese Aufforderung ebenso für die Vertreibungsgebiete wie auch für die Vertriebenen, deren Nachfahren und Organisationen. Der vorliegende Band eröffnet dafür neue Blickwinkel. Man kann der „Ästhetik des Verlusts“ daher nur weite Verbreitung wünschen – auch unter Betreuern von Graduiierungsarbeiten im In- und Ausland, die auf zahlreiche Leerstellen der Forschung hingewiesen werden. Ich jedenfalls habe für thematische Anregungen zu danken.

Chemnitz – Plzen

Elke Mehnert

Maren Röger: Flucht, Vertreibung und Umsiedlung. Mediale Erinnerungen und Debatten in Deutschland und Polen seit 1989. (Studien zur Ostmitteleuropaforschung, Bd. 23.) Verl. Herder-Inst. Marburg 2011. X, 377 S., Ill. ISBN 978-3-87969-371-9. (€ 45,-.)

Maren Röger hat ein sehr gutes Buch geschrieben. In ihrer Studie analysiert sie die Debatten über die Themen „Flucht“, „Vertreibung“ und „Umsiedlung“ in Deutschland und Polen und zeigt Ähnlichkeiten und Unterschiede bei deren Wahrnehmung in beiden Ländern. Die Gliederung des Buches ist gut durchdacht: Nach einer kurzen Darstellung der Ereignisgeschichte analysiert die Autorin in den weiteren Kapiteln, wie dieser Themenkomplex zuerst das Interesse der polnischen Bevölkerung und ab 2002 auch der deutschen weckte. Nachdem sie in einem Extrakapitel die Debatten um das Zentrum gegen Vertreibungen besprochen hat, widmet sie ihre weitere Aufmerksamkeit den Akteuren des medialen Erinnerungsdiskurses und analysiert schließlich die wichtigsten Bestandteile (Figuren) der neuen deutschen Meistererzählung.

Das Besondere an diesem Buch ist die geschickte Aufdeckung der Zusammenhänge zwischen den Debatten in Deutschland und in Polen nach 2002. Dabei kann man R.s These, dass die deutschen Debatten viel stärker in Polen wahrgenommen werden als umgekehrt, völlig zustimmen. Die Analyse der Vertreibungsdebatten ist ein lobenswertes Vorhaben; allerdings findet sich in diesem Buch auch eine Lücke: R. lässt die polnischen Dis-

kussionen über die eigenen Vertriebenen aus den ehemaligen polnischen Ostgebieten außer Acht. Es würde sich aber lohnen, ihre Art der Darstellung in den polnischen Medien mit dem polnischen Bild der deutschen Vertriebenen bzw. dem deutschen Bild der deutschen Deportationsopfer zu vergleichen. Die Autorin hat sich auf dieses Vorhaben nicht eingelassen, dadurch werden ihre Bemerkungen zu den verschiedenen Varianten der Darstellung von Vertreibungsofern etwas entwertet, weil im polnischen Diskurs nicht die Rede über die „Eigenen“, sondern die über die „Fremden“ im Zentrum steht.

Im ersten Teil des Buches wird die These diskutiert, dass die Problematik von Flucht und Vertreibung ein Tabuthema gewesen sei. R. hat mit ihrer Kritik an dieser These völlig recht, denn der Umgang mit vermeintlichen Tabuthemen bestätigt nur die These, dass für die Bevölkerung vor allem solche Themen von großem Interesse sind, die ein aktualisiertes Element der Erinnerungskulturen bilden. Das deutsche Beispiel lässt sich durch andere Beispiele aus Ostmitteleuropa bestätigen. So wurde die These, dass das Großfürstentum Litauen eigentlich ein belarussischer Staat sei, noch zu sowjetischen Zeiten formuliert, aber erst nach 1991 aktuell, als die Notwendigkeit entstand, eine neue belarussische Identität zu kreieren. Ähnliches lässt sich auch über den Hungermord (Holodomor) in der Ukraine sagen. Diese Belege erklären auch das teilweise Desinteresse der deutschen Bevölkerung an den ersten polnischen Debatten über die Vertreibung der Deutschen.

Das Buch geht den beiden Fragen nach, warum um das Jahr 2002 herum die deutsche Erinnerungskultur einem Wandel unterlag und wodurch es zu den negativen Reaktionen der polnischen Gesellschaft auf diese Veränderungen kam. Der Generationswechsel und die Reaktion auf die 68er-Bewegung reichen als Erklärung dafür nicht aus, weil wir auch in vielen anderen Ländern Europas mit derartigen Prozessen der Wiederkehr des Nationalen zu tun haben; so z.B. ungefähr zur gleichen Zeit in Polen, auch in Litauen wandelte sich um 2005 durch die stärkere Betonung des Verlusts der Unabhängigkeit die dominierende Erinnerungskultur und erhielt einen stärker nationalistischen Charakter. Dabei sollte man auch die aktuellen Ereignisse in Ungarn unter Viktor Orbán nicht vergessen. Mit der Wahl Vladimir Putins zum Präsidenten im Jahr 2000 etablierte sich in den russischen politischen Eliten das Programm zur Wiedererrichtung des Imperiums, das eindeutig ein nationalistisches Projekt darstellt. Es soll hier aber nicht der Eindruck entstehen, als ob solche Prozesse nur für postkommunistische Länder und Deutschland typisch seien. Pierre Nora wollte mit seinem Projekt der „Erinnerungsorte Frankreichs“ nach eigenen Worten zunächst nur heute nicht mehr bedeutsame nationale Traditionen fixieren, weil er der Meinung war, dass im 20. Jh. Gedächtnis zerfalle.¹ Die Hrsg. des ähnlich gelagerten Projektes *Deutsche Erinnerungsorte* fühlten sich hingegen dazu verpflichtet, die in Deutschland ausgeprägte Neigung zum Gedächtnis zu erklären.² Eine allgemeine Erklärung für diese Renationalisierungsprozesse sollte man in der Krise der westlichen Wertegemeinschaft und dem Fehlen einer neuen Weltordnung, mit der sich die Gesellschaften in West- und Osteuropa identifizieren könnten, suchen. Für jedes einzelne Land finden sich aber auch spezifische Ursachen. Mit Recht weist die Autorin darauf hin, dass für den Wandel der polnischen Erinnerungskultur die Jedwabne-Debatten eine große Rolle gespielt haben. Die polnische Gesellschaft war dadurch zum ersten Mal gezwungen, sich in einer Täterrolle zu sehen. Deswegen wurde auch der Wandel der Erinnerungskultur in Deutschland in den polnischen Medien mit so großer Sorge wahrgenommen: Die polnische Gesellschaft sah sich durch diese Debatten, in deren Mittelpunkt die Vertreibung und Flucht der Deutschen aus Polen stand, zum zweiten Mal innerhalb sehr kurzer Zeit als Täter hingestellt.

1 PIERRE NORRA: *Zwischen Geschichte und Gedächtnis*, Frankfurt a.M. 1990, S. 11.

2 ETIENNE FRANÇOIS, HAGEN SCHULZE: Einleitung, in: *Deutsche Erinnerungsorte*, Bd. 1, München 2001, S. 9-24, hier S. 10 f.

Viele wichtige Erläuterungen der Autorin lassen uns die Zusammenhänge zwischen den neuen und alten Erinnerungskulturen bzw. -elementen besser verstehen. Besonders wichtig ist hier der Hinweis, dass in die 2002 in Deutschland neu entstehende Erinnerungskultur manche Elemente aus der Zeit des Nationalsozialismus übernommen wurden. Beispiele wie der Flüchtlingstreck als visueller Schlüssel oder Nemmersdorf als visuelles Narrativ sind in diesem Kontext sehr überzeugend. R.s Erkenntnisse lassen sich durch Beispiele aus Polen gut bestätigen. In der Zwischenkriegszeit verlor der Mythos der Schlacht von Tannenberg 1410 keinesfalls an Bedeutung, sondern fungierte weiterhin als Teil der polnischen Erinnerungskultur, in deren Zentrum die Figur von Józef Piłsudski stand. Insbesondere für die heutige polnische Außenpolitik sind solche am Anfang des 20. Jh. entwickelten Theorien wie auch die piastische oder jagiellonische Idee von Bedeutung. Dies sollte eigentlich die These der Autorin revidieren, dass die Kriege in Jugoslawien und im Kosovo das deutsche Interesse an dem Thema Flucht und Vertreibung aktualisierten. Dabei war alles umgekehrt: Das bereits unbewusst vorhandene Thema „Flucht und Vertreibung“ als Teil der Erinnerungskultur der 1950er Jahre wurde ebenso wie die Parole „Nie wieder Auschwitz“ benutzt, um die deutsche Gesellschaft für ein aktives Eingreifen ihrer Regierung in dieser Region zu gewinnen.

R.s Forschung hat viel dazu beigetragen, um die Rolle der Medien bei der Erschaffung von Erinnerungskulturen zu erhellen und ist in diesem Sinne ein Vorbild für andere zukünftige Vorhaben.

Zum Schluss sei noch eine Bemerkung erlaubt, die nicht nur diese Arbeit, sondern eine bestimmte, wenn auch noch junge Tradition des Umgangs mit Erinnerungskulturen, die besonders in Deutschland stark verbreitet ist, betrifft. Um keine nationale Homogenität vorzutäuschen, die gar nicht existiert, wird immer im Plural von „Erinnerungskulturen“ gesprochen. Ein solcher Umgang mit dem Forschungsobjekt ist jedoch eine ebenso große Täuschung wie die der Gegenseite unterstellte, denn er schließt die Möglichkeit der Dominanz einer Erinnerungskultur gegenüber einer anderen kategorisch aus. Obwohl sich die Autorin explizit zu dieser jungen Tradition bekennt, zeigt jedoch ihr ganzes Buch, wie sich eine solch dominante Erinnerungskultur in einem demokratischen Land wie Deutschland etablieren kann. Dennoch lässt sich aus dieser Dominanz nicht folgern, dass parallele Erinnerungskulturen nicht existieren würden, sondern sie führt uns zu der Erkenntnis, dass das explizit nationale Thema „Flucht und Vertreibung“ neben dem Bekenntnis zur Schuld am Holocaust heutzutage eine der zentralen Positionen in der erinnerungskulturellen Landschaft Deutschlands einnimmt.

Vilnius

Alvydas Nikžentaitis

Erinnerungsorte an die Opfer des Kommunismus in Belarus. Hrsg. von Anna Kaminsky. Metropol. Berlin 2011. 286 S., Ill. ISBN: 978-3-86331-016-5. (€ 24,-)

Die Zahl der Veröffentlichungen über Geschichtsbilder, Geschichtserinnerungen und Geschichtskulturen hat in der letzten Zeit beträchtlich zugenommen. Im Vergleich zu anderen ost- und ostmitteleuropäischen Ländern, vor allem Polen und der Ukraine, bleibt jedoch Belarus in diesem Diskurs nach wie vor unterrepräsentiert.¹ Angesichts dieser Tatsache erhält die von Anna Kaminsky – im Auftrag der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur und in Zusammenarbeit mit Partnern in Belarus – erarbeitete Dokumentation über die Erinnerung an die stalinistische Herrschaft in diesem Land eine besondere

¹ Wichtig ist jedoch folgender Sammelband: ZDZISŁAW KRASNOŁĘBSKI, STEFAN GARSZTECKI u.a. (Hrsg.): Last der Geschichte? Kollektive Identität und Geschichte in Ostmitteleuropa. Belarus, Polen, Litauen, Ukraine, Hamburg 2008.

Bedeutung. Die Originalität dieses Sammelbandes besteht auch in der Darstellung (in Form von Beschreibungen und Bildern) von 141 Orten, die an die Opfer der kommunistischen Herrschaft in Belarus erinnern. Vor diesem Teil sind vier wissenschaftliche Aufsätze platziert, verfasst von belarussischen und deutschen Wissenschaftlern, die den Themenkomplex „Belarus und Erinnerungen“ beleuchten.

Iryna Kashtalian behandelt die Geschichte der politischen Repressionen in Belarus während der Sowjetzeit, und zwar im Zusammenhang mit den Nationsbildungsprozessen in der Region. Sie betont, dass Belarus im Laufe des 20. Jh. mehrmals Kriegsschauplatz und Verhandlungsmasse diverser diplomatischer Abkommen gewesen sei. Die Darstellung der Geschichte von Belarus erstreckt sich vom Ersten Weltkrieg bis zur sowjetischen Zeit. Kashtalian konstatiert, dass der Widerstand gegen die Einführung der sowjetischen Lebensweise und Ideologie schwächer gewesen sei als in Regionen, die von polnischen oder ukrainischen Bevölkerungsgruppen bewohnt waren. Diese Haltung führt sie auf ein nur schwach entwickeltes Nationalbewusstsein zurück. Die überwiegende Mehrheit der Belarussen habe sich aus strategischen Gründen für ein systemkonformes Verhalten entschieden, obwohl alle Schichten der Bevölkerung, unabhängig von Nationalität oder sozialem Status, von politischen Repressionen betroffen gewesen seien.

Ronny Heidenreich schildert ausführlich, wie sich die Erinnerung an die Opfer des Stalinismus in Belarus verändert hat. Eingangs stellt er fest, dass es im offiziellen Belarus für eine kritische Auseinandersetzung mit der kommunistischen Vergangenheit, wie sie in den vergangenen zwanzig Jahren in nahezu allen Staaten Osteuropas erfolgt sei, keinen Raum gegeben habe. Lediglich die inzwischen marginalisierte Oppositionsbewegung versuche, der prosovjetsch konnotierten, offiziellen Erinnerungspolitik ein alternatives Geschichtsbild entgegenzusetzen. Dieses schließe auch das Gedenken an die Opfer des kommunistischen Terrors ein. Abgesehen von der nationalen Opposition gebe es kaum gesellschaftliche Initiativen, die sich um die Aufarbeitung des Stalinismus bemühten. Heidenreich geht auch auf die Auseinandersetzung mit dem Stalinismus in der ehemaligen Belarussischen Sozialistischen Sowjetrepublik ein. Während der von Michail Gorbatschow eingeleiteten Reformen Mitte der 1980er Jahre habe man sich durchaus mit den „weißen Flecken“ der jüngeren Vergangenheit beschäftigt – ähnlich intensiv wie in den baltischen Republiken oder der Ukraine. Daraus sei jedoch kein grundsätzlicher Bruch mit der sowjetischen Vergangenheit erfolgt. Gegen Ende des Jahrzehnts habe man in manchen Regionen – zum Beispiel in Kurapaty, Mahilëu, Homel, Orša oder Mazyr – die Orte des stalinistischen Terrors ausfindig gemacht. Insgesamt, so Heidenreich, könne man sagen, dass in ländlichen Gebieten die Aufarbeitung des Stalinismus sehr viel schwieriger gewesen sei als in den Großstädten, wo das Potenzial der kritisch eingestellten Bevölkerung größer sei. Die Wahl von Aljaksandr Lukašenka zum Staatspräsidenten 1994 habe dann eine erinnerungspolitische Rückwendung hin zu sowjetischen Geschichtsbildern eingeleitet. Unter seiner Ägide seien geschichtliche Darstellungen zu einem wichtigen Instrument der Politik geworden. Die Thematisierung stalinistischer Verbrechen sei aus den Tagesmedien und Zeitschriften fast vollkommen verschwunden. Darüber hinaus habe man die seriöse historische Forschung behindert; nur wenige Wissenschaftler hätten sich dem ausgeübten Druck widersetzen können. Doch trotz aller Schwierigkeiten, so resümiert Heidenreich, und ungeachtet der staatlich verordneten Amnesie sei die Auseinandersetzung mit den Verbrechen des Kommunismus in Belarus nicht ganz zum Erliegen gekommen. Er halte es nunmehr für notwendig, die an einzelne Orte und Erzählungen gebundenen Erinnerungslandschaften miteinander zu verknüpfen, damit ein Gesamtbild entstehe.

Elena Temper analysiert am Beispiel des Erinnerungsortes Kurapaty die geteilte Erinnerung im postsowjetischen Raum. Eingangs erläutert sie, dass die Spaltung in ein nationales und ein antinationales Geschichtsbild zu einer geteilten Erinnerungskultur der belarussischen Gesellschaft geführt habe. Im ersten Teil ihres Artikels behandelt sie die beiden Parallelgesellschaften in Belarus, die ihre je eigenen Symbole, Sprachen, Erinnerungskulturen und politischen Orientierungen repräsentierten. Während im Westen des Landes die

Bevölkerung europäischer orientiert sei, identifiziere sich die Mehrheit der Einwohner des Ostens mit Lukašenka, der Erinnerung an die Sowjetgesellschaft und mit dem Großen Vaterländischen Krieg. Besonders im östlichen Teil des Landes gehöre die sowjetische Geschichte nicht der Vergangenheit an, sondern sei außerordentlich präsent und bestimme die kulturelle Erinnerungslandschaft. Im zweiten Teil des Aufsatzes behandelt Temper Kurapaty, nordwestlich von Minsk, wo 1988 ein Exekutionslager entdeckt wurde, als Erinnerungsort. Seinerzeit habe man die dort verübten Verbrechen, die in Wirklichkeit die sowjetische Geheimpolizei beging, der deutschen Wehrmacht angelastet. Obwohl dieser Ort einen entscheidenden Impuls für die Neubewertung der belarussischen Geschichte gegeben habe, gebe es bis heute keine kritische Auseinandersetzung. Im Belarus Lukašenkas gehöre Kurapaty nicht in den offiziellen Erinnerungskanon. Temper stellt in ihrem Fazit fest, dass in Belarus nach wie vor das sowjetische Erbe hochgehalten werde und Legendenbildung wichtiger sei als die Analyse der Fakten. Auch fünfzig Jahre nach seinem Tod und trotz der Entdeckung seiner zahlreichen Verbrechen werde Stalins Mythos als der des „Vaters der Sowjetunion“ revitalisiert und gestärkt. Auf staatlicher Ebene gebe es keine Institution mehr, die sich mit dem Ausmaß der stalinistischen Verbrechen beschäftige. Das Thema des Stalinismus als eines historischen Phänomens sei sowohl aus den Geschichtsbüchern als auch aus den entsprechenden Forschungsfeldern verschwunden.

Felix Ackermann beschäftigt sich mit der Sowjetisierung und dem Gedächtnis in Belarus. Seine Thesen greifen auf eine Forschungsarbeit zu den ethnischen Beziehungen in Hrodna und Umgebung, im Nordwesten der Republik Belarus, zurück. Er stellt fest, dass sich die Erinnerungen an die sowjetische Vergangenheit im Osten und Westen der Republik kaum voneinander unterscheiden. Die Übertragung sowjetischer Erzählungen über den Großen Vaterländischen Krieg auf den Westen von Belarus sei nach 1944 stereotyp und ohne regionale oder lokale Anpassungen erfolgt. Eine Besonderheit belarussischer Erinnerungskulturen liege in der späten und schwachen Ausprägung nationaler Identitäten sowie in der kulturellen Nähe zu Russland. Sowohl im Osten als auch im Westen des Landes seien die meisten Akteure, die nach 1991 für nationale belarussische Positionen eintraten, zuvor in sowjetischen Institutionen sozialisiert worden. In beiden Landesteilen waren es auch sowjetische Einrichtungen, die der neuen Generation belarussischer Wissenschaftler die Ressourcen zur Bearbeitung kritischer Fragen an die eigene Geschichte zur Verfügung stellten. Ackermann fasst zusammen: „Da das Sowjetische das Nationale in der heutigen Form mit hervorgebracht hat, ist auch eine nationale Erinnerung an sowjetische Repressionen immer Teil einer post-sowjetischen Narration – hierin unterscheiden sich der Osten und der Westen von Belarus kaum.“ (S. 76)

Heidenreich stellt 141 Erinnerungsorte an die Opfer des Kommunismus in Belarus vor. Jeder Ort ist kurz beschrieben und mit Bildern versehen. Am ausführlichsten werden Kurapaty (S. 79-105) und Minsk (S. 107-118) geschildert. Danach erfolgt eine Aufteilung in Westbelarus (S. 119-177), Zentralbelarus (S. 179-248) und Ostbelarus (S. 249-262).

Der Sammelband ist mit einem Abkürzungsverzeichnis, einem Personen- und einem Ortsregister versehen. Hilfreich für den interessierten Leser ist auch die Auswahlbibliografie, die in „Allgemeine Überblicksdarstellungen zur Geschichte von Belarus und zur politischen Verfolgung“ und „Gedenkbücher und Opfernekrologe“ gegliedert wurde. Der Sammelband bietet eine sehr gelungene Darstellung zu dem Umgang mit der totalitären Vergangenheit in Belarus. Das Werk ist nicht nur für einen engeren Kreis von Spezialisten geeignet, sondern auch für ein breites, an Belarus interessiertes Publikum.

Sønderborg

Katarzyna Stokłosa

Anzeigen

Alfred Schopf: A Voice from Bohemia. At the Same Time a Memorial to My Lost Home in Bohemia. Olms. Hildesheim u.a. 2009. 468 S., 19 Ill. (€ 19,-) – Erinnerungsliteratur hat Konjunktur, was man an aktuellen Verlagsprogrammen ebenso ablesen kann wie an dem generellen Interesse an medial aufbereiteter „Geschichte“. So verwundert es nicht, dass der renommierte Georg Olms Verlag eine ganze Reihe unter dem Titel *Lebensberichte – Zeitgeschichte* in sein Programm aufgenommen und in diese auch die Lebenserinnerung des Freiburger Anglisten Alfred Schopf. Dieser stammte aus Westböhmen, erlebte den Aufstieg der Sudetendeutschen Partei und das Münchner Abkommen, nahm am Zweiten Weltkrieg teil, erlebte die Vertreibung der Sudetendeutschen, kam in die Bundesrepublik Deutschland, wo er dann eine wissenschaftliche Karriere einschlug. Im Zentrum seiner auf Englisch verfassten, sehr persönlich gehaltenen Lebenserinnerungen stehen Kindheit, Militärzeit und Vertreibung. Um die Tücken biografischer Reflexion anscheinend wissend, schließt sich in einem zweiten Teil eine Übersicht über die böhmische Geschichte von den mythischen Vorzeiten bis zur ersten Tschechoslowakischen Republik an, offenbar als Versuch der Kontextualisierung der individuellen Erinnerungsschichten. Die Zielgruppe von Sch.s Erinnerung an die Vertreibung der Sudetendeutschen, denn diese steht so sehr im Zentrum, dass auch der historische Abriss im zweiten Teil mehr oder weniger als zielgerichtete Teleologie daherkommt, sind die britischen Leser: „Meine Autobiographie“, so der Autor im beiliegenden Verlagstext, „zielt darauf ab, das britische Interesse an der Geschichte Mittel- und Osteuropas zu befriedigen, und lässt jene Menschen zu Wort kommen, die unmittelbar an den historischen Ereignissen beteiligt oder von diesen betroffen waren.“ Dabei geht es nicht nur um die Suche nach Verantwortungen für Entscheidungen, die sich zum Nachteil der Menschen in Europa auswirkten, sondern auch, wie der Vf. versichert, um kontroverse Themen, wobei die Lektüre seiner Ansichten „sich für manche als unbequem erweisen“ mag. Es geht also nicht nur um Erinnerung, sondern auch um Geschichtskorrektur einer einseitig, aus der Perspektive der Sieger verfassten Geschichte, gegen die der Autor „ein objektives Interesse für den Blickwinkel jener Menschen“ stellt, „die 1945 mit Zustimmung der Alliierten gezwungen wurden, ihr Land, ihre Heimat und ihren Besitz zu verlassen“. Neben diese Korrektur tritt, ein wenig unverständlich, immer wieder ein Appell an die europäische Aufgabe Großbritanniens, dem anempfohlen wird, eine führende Rolle in einem „Europäischen Commonwealth“ aus Nationen mit einer gemeinsamen Währung zu spielen, somit der Eurozone beizutreten, offenbar um auf diese Weise politische Versäumnisse der Zeit zwischen 1918 und 1948 zu korrigieren, zumal – wie der Verlagstext vermerkt – „ein Wiederaufleben historischer Spannungen und Rivalitäten zwischen einzelnen europäischen Staaten zu verzeichnen ist“. Abgeschlossen wird der Band von einem Verzeichnis der verwendeten Literatur, an der insbesondere die Inkohärenz der verwendeten Titel auffällt, um nicht zu sagen die völlige Absenz aktueller Standardliteratur.

Um keinen falschen Eindruck zu erwecken: Sch.s Text ist weder einer geschichtsklitternden noch einer revanchistischen Spielart von Historie zuzuordnen, ist also nicht im engeren Sinne „Vertreibungsliteratur“, vermittelt aber in seinem subjektiven Zugang, der ungeachtet dessen Objektivitätsansprüche erhebt, einen höchst problematischen, sehr selektiven Blick auf die böhmische Geschichte. Dabei geht es Sch. offenbar nicht nur um biografisches Erinnern, sondern auch um dessen Einordnung in den historischen Ablauf, dies allerdings in einer methodisch völlig überkommenen, in Teilen gar populärwissenschaftlichen, teleologischen Vorgehensweise, die nicht nur neuere Theoriemodelle völlig außer Acht lässt, sondern auch Erkenntnisse aus der aktuellen Forschungsliteratur zum Thema „deutsch-tschechische Beziehungen“ weitgehend ignoriert. Und unter dieser Perspektive wird der wissenschaftliche Anspruch, den Aufmachung, Ankündigung und Verlag suggerieren, eben kaum zu erfüllen sein.

Weimar – Berlin

Steffen Höhne

Theater-Bewusstsein. Polnisches Theater in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Ideen – Konzepte – Manifeste. Hrsg. von Wojciech Dudzik. (Theaterwissenschaft, Bd. 3.) Lit. Berlin u.a. 2011. III, 218 S. ISBN 978-3-643-11170-8. (€ 24,90.) – Der Band ist eine gekürzte und überarbeitete Version der 2007 von dem Theater- und Kulturwissenschaftler Wojciech Dudzik herausgegebenen Anthologie *Świadomość teatru. Polska myśl teatralna drugiej połowy XX wieku*. Die nun auf Deutsch vorliegende Anthologie enthält ausschließlich Beiträge von meist erfahrenen Theaterpraktikern. Mit dieser Fokussierung wird, wie Wojciech Dudzik erläutert, die Rekonstruktion „des Theater-(Selbst)-Bewusstseins“ (S. 2) angestrebt. Nach einem 2008 erschienenen, zeitlich umfangreicher angelegten Band¹ stellt der vorliegende somit die zweite Anthologie zum polnischen Theater dar, die jüngst in deutscher Sprache erschienen ist. Das hatte zur Folge, dass auf Beiträge mancher einflussreicher Theaterpraktiker, beispielsweise von Konrad Swinarski, verzichtet wurde, um Wiederholungen zu vermeiden. In der Einleitung umreißt der Hrsg. die Entwicklung des Theaters in Polen in der zweiten Hälfte des 20. Jh. Er kann für das erste Dezennium nach dem Zweiten Weltkrieg keinen ästhetischen Neuanfang in der Theatersprache feststellen, was er nicht nur auf die Folgen des Krieges zurückführt: Die Theaterkoryphäen der Zwischenkriegszeit wie Wilam Horzyca und Leon Schiller sorgten für Kontinuität, und der oktroyierte Sozialistische Realismus als neue Stilrichtung blieb langfristig folgenlos. Die eigentliche Wende sieht D. in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre, die er an neuen Ausdrucksformen der jungen Generation festmacht. D. schlägt vor, das Ende des 20. Jh. im polnischen Theater in den 1990er Jahren anzusetzen, was er ebenfalls mit einem Generationenwechsel, dem Tod von Tadeusz Kantor (1990) und Jerzy Grotowski (1999), begründet. Diese Überlegungen beeinflussten die Zusammenstellung der Anthologie, sodass die Beiträge aus den Jahren 1957-1995 stammen. D. richtete sich bei der Auswahl der Autoren nach ihrer Repräsentativität, und sein Anliegen besteht darin, die Vielfalt der ästhetischen Konzepte aufzuzeigen, ohne sie zu etikettieren.

Die 27 Beiträge werden in den zwei Kapiteln „Neue Theatersprachen“ und „Aufgaben des Theaters“ präsentiert. Im ersten Kapitel erläutern Theatermacher, u.a. Miron Białoszewski, Mieczysław Kotlarczyk, Henryk Tomaszewski, Józef Szajna, Jerzy Grzegorzewski und Krystian Lupa, ihre Theaterkonzepte, die vom nonverbalen Bewegungstheater bis hin zum rezitativen Sprechtheater reichen. Dabei widersetzten sie sich den bisher vorherrschenden ästhetischen Tendenzen im polnischen Theater, knüpften an neue europäische Konzepte an oder entwarfen gänzlich neue, die teilweise auf internationales Interesse stießen, was auf die Vernetzung des polnischen Theatermilieus trotz des Eisernen Vorhangs hinweist. Der große Abwesende war in den meisten Ausführungen die politische Realität.

Im zweiten Kapitel sind die Texte heterogener, da der Begriff der „Aufgabe“ des Theaters nicht weiter definiert wird. Das inhaltliche Spektrum der Texte reicht von der Rolle des Regisseurs im Theaterbetrieb bis zur Debatte über die Bedeutung des Theaters für die Nation. So wirft der Verfechter des Nationaltheaters Bohdan Korzeniowski vor dem Hintergrund des Erstarkens der demokratischen Opposition in Polen manchen avantgardistischen Theaterpraktikern vor, das Publikum zu verdummen und damit im Dienste des Regimes zu stehen (S. 180). Somit wird in der Anthologie nicht nur die Heterogenität der Theaterkonzepte in Polen, sondern auch der dem Theater zugeschriebenen Funktionen dokumentiert. Der Verdienst des Bandes liegt überdies darin, international weniger bekannte Vertreter des polnischen Theaters erstmalig auf Deutsch in sehr guter Übersetzung zu präsentieren. Ausführlichere situationsbezogene Kommentare zu einzelnen Beiträgen hätten die Anthologie abgerundet.

Wrocław

Elżbieta Everding

¹ MATEUSZ BOROWSKI, MAŁGORZATA SUGIERA (Hrsg.): Theater spielen und denken. Polnische Texte des 20. Jahrhunderts, Frankfurt a.M. 2008.